

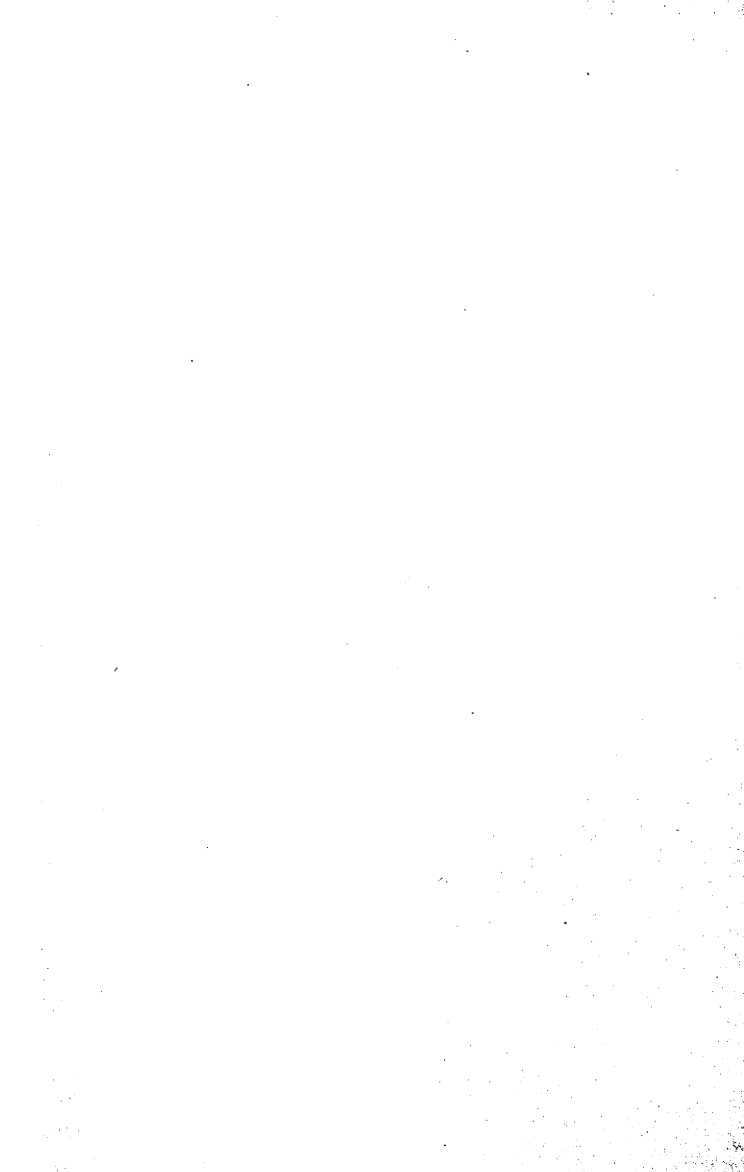
UB Braunschweig

84



1204-703-5

Müller.



Aus der
Geschichte der Harzlande

von

F. Günther.

Drittes Bändchen:

Wie die Harzer Christen wurden.

❖ Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. ❖

Hannover.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

1890.



Apr 5, 13

Inhalt.

Wie die Harzer Christen wurden.

	Seite
Einleitung	1
I. Das Heidentum in den Harzlanden.	3
1. Von dem Heidentum der Sachsen und Thüringer läßt sich nur ein unvollkommenes Bild entwerfen	3
2. In ihrer Urheimat glaubten unsere Vorfahren an einen einigen Gott	4
3. In langsamer Wanderung durchziehen sie kämpfend den Osten Europas	6
4. Im rauhen Klima Osteuropas bilden sie die Kräfte Gottes zu selbständigen Personen aus	7
5. Unter den Kämpfen mit Kelten und Skythen werden die Naturgötter zu Kriegsgöttern	10
6. Sie beten zu ihnen an heiligen Stätten ohne Tempel und Bild	11
7. Die Aufnahme des Christentums wird äußerlich vorbereitet	
a. durch den Ackerbau	13
b. durch Einigung der Stämme	15
8. Die Religion wird durch den Einfluß des römischen Götterdienstes umgestaltet	16
(Gott Krodo)	18
9. Der Götterglaube der Deutschen wird ferner durch ihren Uebergang zum Ackerbau umgebildet	23
10. Religion und Sittlichkeit geraten in Verfall	24
11. Das Heidentum liegt in den letzten Zuckungen	28
II. Den Bewohnern der Harzlande wird das Christentum gebracht.	29
1. Die ersten Missionsversuche	29
Martin von Tours	29
Amalaberga	29
Radegundis	30

	Seite
Verstörung des Christentums am Südharze durch Einwanderung heidnischer Stämme	30
Kilian	31
Einbert	32
2. Aus Bonifatius und seiner Schüler Zeit	34
Bonifatius Ausrüstung	34
" in Thüringen	35
" in Sachsen	36
Von Bonifatius gegründete Kirchen in der Nähe des Harzes	36
Bonifatiuskirchen	36
Wigbert	37
Bonifatius-Sagen	39
Die Steinkirche)	40
Der Hausmeier Karlmann vom Ostharze	42
Pipins Kämpfe mit seinem Stiefbruder Grifo	42
Aus dem Leben des heil. Emmeran	46
Rückblick	47
3. Karls des Großen Mission in den Harzlanden	47
Ursache und Ziele der Sachsenkriege	48
Eröffnung des Krieges im Jahre 772	50
Hessi, Herzog der Ostfalen, unterwirft sich an der Ofer, 775	52
Laufe bei Ohrum 780	53
Die Fabel vom „Kelta Oddo“	56
Karl dringt über die Ofer vor	57
Die erste Kirche in Seligenstadt-Osterwief	58
Aufstände in den Jahren 782–784. Dankfest 786	61
Verordnungen Karls	62
Die altächtischen Tauftragen	66
Ausbreitungen gegen die Christen. Amalung	67
Rückblick	68
4. Der Ausbau der Kirche in den Harzlanden	
Die Gründung von Bistümern	69
a. Bistum Halberstadt	69
Liudgers und Hildegims Eltern	70
Liudger Abt von Werden	71
Hildegim Bischof von Halberstadt	72
b. Bistum Hildesheim	73
Legende von der Verlegung des Bischofssitzes von Elze nach Hildesheim	74
Der tausendjährige Rosenstock	77
c. Archidiaconen und Synoden	78
d. Teilung der Bistümer Mainz, Halberstadt und Hildesheim in die Harzlande	79

	Seite
5. Der Aufstand der Stellinga	81
Die ärmeren Sachsen blieben innerlich Heiden	81
Ihre Opferstätten im Innern des Gebirges	82
Die Edlen waren durch das Grafenamt bevorzugt	84
Die Armen durch Beschränkung des Godings zurück- gesetzt	89
Zweimaliger Aufstand	90
6. Der Abschluß der Mission in den Harz- landen. Die Gründung von Klöstern	91
Nonnenkloster Wenthhausen 820	91
Mannskloster Quitlingen 849	92
Stift Brunshausen-Gandersheim 852	92
Kloster Lamspringe	97
„ Drübeck	99
Die heil. Lutburg	99
Rückblick	102

III. Reste und Spuren des Heidentums. 104

1. Woutans-Mythen. 104

1. Der wilde Jäger	104
2. Der wilde Mann	107
3. Hackelberg	109
4. Ritter Dill	110
5. St. Hubertus	114
6. Kaiser Rothbart	116
7. Zwergkönig Hübich	117

2. Heidnische Festgebräuche. 118

1. Das Weihnachtsfest	118
2. Fastnacht	126
3. Ostern	127
4. Walpurgis	129
5. Pfingsten	129
6. Das Johannisfest am Oberharze	130
7. Das Luestenfest	153
8. Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldischen	158







Wie die Harzer Christen wurden.

Darnach" — so erzählt der Evangelist Lukas im zehnten Kapitel — „sonderte der Herr andere siebenzig aus und sandte sie je zween und zween vor ihm her in alle Städte, da er wollte hinkommen!“ Zwei dieser Jünger, so fährt die Sage fort, Maternus, der auferweckte Jüngling zu Nain, und Egißtus, wandten sich dem Abendlande zu und durchzogen Deutschland von Süden nach Norden bis in den Harz. Am Katharinenborn bei Blankenburg trafen sie eine Versammlung der Edlen des Landes, verkündigten ihnen das Evangelium und fanden willige Aufnahme. Nach seinen Missionsreisen wurde Maternus Bischof von Trier, Tongern und Köln und starb in dieser Stadt, als er der Gemeinde gerade das Evangelium von sich selber, vom Jünglinge zu Nain, vorgelesen hatte.

Wenn diese Legende auch nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann, so weist sie doch mit den angeblichen Bischofssitzen des Maternus auf die Gegenden Deutschlands hin, in denen das Christentum zuerst Boden gewann und Wurzel schlug. Es waren dies die Rheinlande, welche zu jener Zeit mit den Donauländern Deutschlands eine Provinz des römischen Reiches ausmachten. Trier, die Hauptstadt derselben und mehrfach sogar kaiserliche Residenz, wetteiferte mit der Welthauptstadt Rom in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Verkehr. Wie die erste Christengemeinde in Rom zur

Zeit der Apostel durch unbekannte Christen gegründet wurde, so kennt man auch nicht die Namen der Männer, welche zuerst die Botschaft von Christo nach Trier, dem deutschen Rom, gebracht haben. Aber früh schon, vielleicht schon gegen das Ende der apostolischen Zeit, ist sie hier erklingen, denn wenn die Kirchenväter Irenäus und Tertullian in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts deutsche Christengemeinden erwähnen, so ist dabei vor allen andern an Trier zu denken. Hier lebte um 336 der heil. Athanasius, dessen Glaubensbekenntnis zu den allgemeinen Symbolen der christlichen Kirche gehört, in der Verbannung; hier wurde um 340 der heil. Ambrosius, der Vater des lateinischen Kirchenliedes, als der Sohn des kaiserlichen Statthalters geboren. — Von den übrigen Christengemeinden waren die in den Römerstädten Mainz und Köln die bedeutendsten. Auch ihre Bischöfe nahmen schon im Jahre 344 an einer großen Synode (zu Sardica) teil.

Unser Harz aber und seine Vorlande lagen zu jener Zeit, als es in den Rheingegenden schon seit mehreren Jahrhunderten christliche Gemeinden und Bischöfe gab, noch völlig in der Macht des Heidentums. Wohl mögen einzelne aus den Volksstämmen der Sachsen und Thüringer, welche sich damals in den Besitz des Harzes teilten*), als römische Söldner schon vor dem Jahre 500 mit dem Christentum bekannt geworden sein, aber die letzte Spur, daß auch in die Harzlande ein Samenkorn des Evangeliums gefallen ist, läßt sich kaum bis in das sechste Jahrhundert zurückverfolgen.

Ghe wir indes der ersten Missionsversuche gedenken, vergegenwärtigen wir uns

*) Lies darüber das zweite Bändchen.

I.

Das Heidentum in den Harzlanden.

1.

Von dem Heidentum der Sachsen und Thüringer läßt sich, wie von dem aller deutschen Stämme, nur ein unvollkommenes Bild entwerfen.

Denn die christlichen Missionen waren von vornherein bemüht und die Kirche fuhr eifrig damit fort, das Gedächtnis der Götter völlig auszurotten. Man legte die christlichen Feste in die größten heidnischen Festzeiten und gab den heidnischen Festgebräuchen, soweit es irgend anging, christliche Beziehung. Und wie der heilige Bonifatius nicht nur die Donnereiche niederhieb, sondern an ihrer Stelle aus ihrem Holze eine Kirche erbaute; wie der Sachsenherzog Wittekind nach seiner Bekehrung da Bethäuser errichtete, wo vorher die Götzen verehrt waren; wie Papst Gregor I. dem ersten Bischof von London Melittus aufgab, nicht die Tempel der Engländer, sondern nur ihre Götterbilder zu zerstören, „damit das Volk an den Orten, wohin es einmal gewöhnt, um so lieber zusammenkomme“: so errichtete man auch in unseren Landen an den Orten, welche bisher den Göttern geweiht gewesen waren, nach diesem an sich keineswegs verwerflichen Grundsatz die ersten christlichen Kirchen.

Aber freilich ganz gelungen ist der Kirche diese ihre Aufgabe nicht. Noch in unsern Tagen finden sich überall, wenn auch zum großen Theile verkümmert und entstellt, die Reste und Spuren des alten Götterglaubens unserer Vorfahren. Obchon ein Jahrtausend dahingegangen ist, seitdem die letzten Opfer auf den Harzklippen rauchten, so sind sie doch noch nicht verklungen, die Volksagen von dem wilden Jäger und seinem Heer, von der Frau Holle und den weißen Frauen, von der Sinflut, in der ein Jüngling und eine Jungfrau Rettung fanden auf dem Isenstein, die Mythe vom letzten Wettkampfe und von dem darauf folgenden Wiederergrünen der Weltesche. Und wie die Märchen mit ihren Riesen und Zwergen, ihren Kobolden und Nixen zeigen, daß diese altheidnischen Personi-

fikationen der wohlthätigen und schädlichen Naturkräfte noch immer im Bewußtsein des Volkes haften, so finden sich mancherlei Reste des heidnischen Naturkultus im Oster- und Johannisfeuer, in Lied und Spiel, in Brauch und Sitte, in Pflanzennamen und abergläubischen Vorstellungen.

Die Namen der drei sächsischen Hauptgottheiten sind aus der berühmten Abschwörungsformel bekannt, welche zum Taufbekenntnis der heidnischen Sachsen gehörte. Sie soll schon 743 auf dem austrasischen Konzil festgesetzt sein und beginnt:

Frage: Entsagest Du dem Teufel?

Antwort: Ich entsage dem Teufel.

Frage: Und aller Teufelsgilde (Teufelsgemeinschaft)?

Antwort: Ich entsage aller Teufelsgemeinschaft und allen Teufelswerken und Worten, Donar und Wodan, dem Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

2.

In ihrer Urheimat glaubten unsere Vorfahren an einen einigen Gott.

Einst aber, als unsere Vorfahren noch in ihrer Urheimat im Innern Asiens saßen, hatten sie sich noch eine Ahnung von dem wahren einigen Gotte, dem Gotte Noahs und Japhets, ihres Stammvaters, bewahrt. Sie nannten dieses eine höchste Wesen — gleich den übrigen Völkern der großen indogermanischen Familie — „den guten, lieben Gott“. Aber nicht Erlösung von der Sünde und allem Elende, das durch diese in die Welt gekommen ist, erwarteten sie von ihm — soweit reichte ihre Erkenntnis nicht mehr — sondern nur noch Erlösung von irdischen Uebeln. Das größte derselben war unter dem warmen asiatischen Himmel die Dürre mit ihrem Gefolge, dem Mißwachs, dem Mangel und den Seuchen. Deshalb kannten sie keinen größeren Gottessegens, als den fruchtbringenden Regen. „Der schlimmste Teufel schien ihnen der zu sein, der die fruchtbaren Wolken in seiner schwarzen Burg gefangen hält, der größte Gott aber der allmächtige Gebieter des Lichts, der mit seinem Blitzstrahl die Wolkenburg durchbricht und die gefangenen Himmelskühle — so nannten

sie die segenspendenden Wolken — frei macht. Zu diesem guten Lichtgott, dessen Abbild die Sonne und das Feuer sei, flehten sie mit brünstigen Gebeten, ihn priesen sie mit Feld- und Tieropfern, wenn es fruchtbares Wetter gegeben hatte.“ [R. Kasper*)].

„Um diese Vorstellungen bewegte sich fast ausschließlich ihre Religion. Dies war das geringe, und doch im Vergleich mit andern Heiden noch große Erbe von Gotteserkenntnis, welches Griechen, Römer, Indier und auch die Germanen aus ihrer Heimat mitnahmen. Jedes dieser Völker bildete diese Grundvorstellung in seiner heidnischen Weise aus. Aus der einen Gottheit wurden bald mehrere, und je mehr sie sich für weise hielten, desto mehr sind sie zu Narren worden und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt in Bilder der vergänglichen Creatur. Die Griechen und Römer, welche unter dem lachenden Himmel des Südens freundliche, anmutige Gefilde und die bezaubernden Inseln des Mittelmeeres bewohnten, fanden alles, was das Leben verschönte, und setzten sich leichten Sinnes über die Leiden und Trübsale dieser Zeitlichkeit hinweg. Aber sie verloren darüber auch den heiligen Schauer vor der Gottheit und die tiefe Sehnsucht nach Erlösung aus Herz und Gedanken. Die Griechen, an der schönen Form und äußeren Gestaltung hangend, zogen ihre Götter in die Welt leibhafter Menschen herab und bildeten sie als solche ab in wunderbar schönen Formen, die noch heute unser Staunen erregen. Die ernsteren Römer erhoben nicht bloß die großen Naturmächte, wie Licht und Luft, Feuer und Wasser, Werden und Vergehen, Tod und Leben, sondern auch die geistigen Mächte, Tugenden und Laster, Schönheit, Arbeit, Freude, Leid, Zorn, Reichtum u. dgl. zu Göttern und Göttinnen. Beide, Griechen und Römer, verirrtten sich soweit, daß sie ihre Götter nicht bloß mit vergeblichen Opfern, sondern sogar mit schändlichem Sündendienste zu ehren meinten.“ (Derf.)

*) Ich citiere hier und im Folgenden teilweise wörtlich aus einem im empfehlenswerten „Niedersächsischen Volksbuche“ veröffentlichten interessanten Aufsatz R. Kaspers.

Die religiösen Vorstellungen unserer Väter sind nicht so fein ausgeführt und künstlerisch ausgestaltet wie die der genannten Völker, aber sie sind bei weitem edler, feuchter und ahnungsvoller als die aller übrigen Arier. Für ihre Entwicklung sind zunächst besonders zwei Umstände bestimmend gewesen, das rauhe Klima des Landes, in welches Gott die Germanen führte, und die unausgesetzten Kämpfe, welche sie zu bestehen hatten.

3.

In langsamer Wanderung durchziehen sie kämpfend den Osten Europas.

Als sie das heutige Europa betraten, da blieben ihnen die blühenden Gestade des mittelländischen Meeres vergeschlossen, denn hier hatten bereits die griechischen und italischen Völkerschaften jeden Fußbreit Landes in Besitz genommen und sich zu Kulturstaaten entwickelt." Fernab von den Mittelpunkten der Bildung und des Reichthums umzogen sie in weitem Umkreise die Nordländer des Mittelmeeres. Zwischen Dniestr und Weichsel, in Ländern voll schauerlicher Urwälder, undurchdringlicher Sümpfe, kaltrieselnder Nebel und eifiger Winterstarre mögen sie mehr als ein halb Jahrtausend gewohnt, gewandert, entbehrt und gelitten haben. Aber eben im Kampfe mit den Kelten im Norden und Westen, den Skythien im Osten, im Kampfe mit zerstörenden Naturmächten aller Art, mit wilden Untieren, verheerenden Seuchen, Dürftigkeit und Mangel sollten sie jene widerstandsfähige Leibeskraft und jenen trotzigsten Mut erlangen, der sie allen Feinden später so schrecklich machte. Und sollte nicht damals auch jener heilige Schauer vor der Gottheit, der trotz aller Ausartung in Geispensterfurcht doch ein köstliches Vermächtnis deutschen Wesens ist, sollte nicht jene Sehnsucht nach Licht und Frieden, jene unerschütterliche Hoffnung auf eine bessere Heimat und eine bessere Zeit genährt worden sein, die noch heute jedem echten deutschen Herzen so tief innewohnt?"

„Endlich lichtet sich der Urwald, die Ostsee liegt vor den erstaunten Blicken unserer Väter. Neues Leben und

Treiben, aber auch neuer Kampf beginnt. Jetzt gilt es die höchste Kraft, um sich wenigstens dies Kulturland, wo Griechen und Römer alte Handelsbeziehungen hatten, zu eigen zu machen. Und Gott giebt den Sieg. Die tapferen Kelten weichen vor den furchtbaren Streitärzten der Germanen zurück. Der Küstenraum wird besetzt; ein Teil vertraut sich dem Meere und erreicht die Gestade der skandinavischen Länder; die Hauptmasse drängt sich in das Festland hinein, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ziehen sich die Kelten nach Westen zurück, aber jeder Fußbreit wird mit Blut erkaufte. Endlich, vielleicht zweihundert Jahre vor Christus, ist alles Land bis zum deutschen Mittelgebirge in den Händen der Germanen. Nach Landschaften wohl geordnet lassen die zahlreichen Stämme sich in den erlosten Gauen nieder." (A. Rahrer).

Sehen wir nun, welchen Einfluß der Aufenthalt in rauheren Landschaften und die Gewöhnung an steten Krieg auf die religiösen Vorstellungen der alten Deutschen übten.

4.

Im rauhen Klima Osteuropas bilden sie die Kräfte Gottes zu selbständigen Personen aus.

Während unsere Vorfahren in ihrer Urheimat nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine Regenzeit, gehabt hatten, lernten sie in den kälteren Gegenden an Wolga und Dnjeßtr deren vier kennen, und von dieser konnte keine sich so auffällig und unangenehm bemerklich machen, als der Winter mit seinem Eise und seinen langen, dunklen Nächten. „So kam es, daß ihnen der böse Himmelsdämon sich in die Grimthursen, d. h. Reifriesen der unteren Welt, verwandelte, welche die Sonne, den Mond und die Erde in ihrer Eisburg gebunden haben. Des Lichtgottes Aufgabe ist es nun, nicht sowohl den Regen frei zu machen, sondern die Eisburg mit seinem Blitz zu zerschlagen, damit die Gefangenen frei werden, damit die liebe Sonne wieder wärmt und der Mond wieder leuchtet und Gras und Kräuter für das Vieh wieder sprießen. So verwandelt sich der Gewittermythus in den sog. Jahresmythus, in welchem nun die beiden

Sonnenwenden (um Weihnachten und Johannis) und das Hervorbrechen des Frühlings (Ostern) als die Hauptfeste gefeiert werden. Da nun Sonne, Mond und Blik hierbei als die hauptsächlich thätigen Kräfte erscheinen, so wendet sich ihnen auch die Hauptverehrung zu. Aber schon werden sie nicht mehr als bloße Kräfte des einen wahren Gottes, sondern als selbständige Wesen, als Personen aufgefaßt und angebetet". (M. Kasper).

Der Licht- und Himmels-gott hieß Wuotan, in jäch-sücher Sprache Wodan, d. i. der Alldurchdringende, der Allwaltende. Er ist die bildende und schaffende Macht; von ihm haben Menschen und alle Dinge Schönheit und Gestalt; er theilt Gaben und Schätze aus und ist Gott des Heils und der Wonne, der den Seinen alles giebt, was sie wünschen. Als König des Himmels sitzt er auf strahlendem goldenen Throne: sein klares Antlitz mit den ernsten, sinnenden Gesichtszügen — ein Bild des sonnigen Himmels — zeigt seine echt göttliche Majestät. Mit seinem einzigen Auge, d. i. der strahlenden und wärmenden Sonne, überschaut „der Feueräugige“ die ganze Welt. (Sein zweites Auge erblicken wir auf dem Grunde der Gewässer, — er hat es dem Wächter des Brunnens der Weisheit als Pfand lassen müssen, als er aus diesem Brunnen trinken wollte). Weiß wie Schnee ist sein Haupt, und bis tief auf die Brust wallt sein weißer Bart herab. Seine rechte Hand ruht auf der Seitenlehne des Thrones, die linke auf einem Eschenipeer. Auf der Rücklehne oder auch auf seinen Schultern sitzen seine beiden Raben, Hugin und Munin, d. i. Erkenntnis und Gedächtnis, und sagen ihm ins Ohr, was sie auf ihrem Fluge durch die Welt in der Zeit vom Morgengrauen bis zum Frühstück erkundet haben. Zu seinen Füßen ruhen seine Wölfe Meni und Freki, die ihm voranheulen bei seinem Ritt durch die Lüfte. Dann bedeckt ein breitkrämpiger Hut, d. i. die Nacht, sein Haupt, und weit umflattert ihn sein Mantel, ein Bild der bewegten und in der Farbe wechselnden Wolken.

Seine Gemahlin Frigg ist die Erde. Nach ihr ist noch heute der sechste Wochentag benannt, wie einst der

Mittwoch (im Englischen noch heute Wodanstag) Wodans Namen trug. Im Herbst verläßt sie ihr Gemahl, dann weint sie ihm blutrote Thränen nach, die Riesen bekommen sie in ihre Gewalt, da schläft sie in der Eisburg, bis Wodan sie durch seinen Strahl befreit und sich ihr vermählt im jungen Venz.

Der Donnerer ist Donar, der in sächsischer Sprache Thunar, bei unsern skandinavischen Vetteru Thor hieß. Von Wodan als dessen Sohn unterschieden und doch im Grunde derselbe, ist er der Besieger der Reisriesen, dieser den Menschen feindlichen Kräfte, welche die Erde in den Wintermonaten in Banden halten. Bewaffnet mit seinem nie das Ziel verfehlenden Hammer, den er mit seinen Eisenhandschuhen gefaßt hält, und umgürtet mit seinem Machtgürtel, der seine Kraft gewaltig verstärkt, greift er im ersten Gewitter des Frühjahrs die Frostriesen im Gebirge an und bezwingt sie. So ist der Regen sein Geschenk und Werk, und Landbau und Kultur des Landes stehen unter seinem Schutze und seiner Leitung. Wenn es donnert, dann jagt er mit seinem Donnerwagen, der mit zwei lothfarbenen Böcken bespannt ist, durch die Wolken, und Funken sprühen unter den rollenden Rädern hervor. Zischend saust sein Hammer, das Bild der gewaltigen Blitze, durch die Luft und kehrt nach jedem Wurf in seine Hand zurück. Der Donnerbart d. i. das Hauslauch, schützt, auf das Dach gepflanzt, gleich der Eberesche mit ihren feuerfarbenen Beeren das Haus vor dem zündenden Blitze. Mit seinem Hammer bezeichnet Donar auch die Grenzen und das Eigentum — darauf deutet noch jetzt der Hammer des Auktionators hin, bestätigt damit Eid und Zusage und heiligt mit drei Hammerschlägen die Ehe. Zu ihm, dem Regen spendenden Gotte, stehen auch die Wasser der Erde, wie das Meer mit Ebbe und Flut in Beziehung; diese Gezeiten sind entstanden, als Donar einst beinahe das Meer in drei Zügen aus seinem großen Trinthorn austrank.

Riesengroß wie Donar war auch seine Wohnung, denn sie hatte nicht weniger als 540 Stockwerke. Das Feuer ist seine Lieblingsfarbe; darum ist ein feuerroter

Bart sein Abzeichen, darum sind ihm Fuchs und Eichhörnchen geheiligt. Im Frühlinge, wenn er die Winterriesen besiegt hat, braunten ihm zu Ehren auf den Bockbergen und auf den Bockshornbergen große Feuer, die man Bockshorn nannte. Sie haben sich mit den Osterfeuern vermischt, die der Ostera, der Göttin des Lichts und Frühlings, galten. Da Donar der Donnerstag heilig war, so schloß man an diesem die Ehen; Glück verheißend war es, wenn er es in den Brautkranz regnen ließ. —

Verehrten unsere Väter in Wodan die leuchtende und lebenerweckende Sonne und in Donar den segenspendenden Regen, so in dem dritten der Götter, welcher Tiu (auch Ziu und Tor) hieß — sein Name hat sich in Dienstag (englisch Tuesday) erhalten — den Mond, das „ordnende Prinzip der Welt“, der das Jahr teilt, die Volksversammlungen bestimmt und viele andere Verhältnisse beeinflusst. Er hat beständig mit dem bösen Fenriswolfe zu kämpfen, der ihn verschlingen will — man denke dabei an die Mondphasen — aber obwohl Tiu nur einen Arm hat — so schlossen sie aus der Mondsichel — behält er doch immer den Sieg. —

5.

Unter den Kämpfen mit Rekten und Skythen werden die Naturgötter zu Kriegsgöttern.

„Als unsere Väter auf ihrer Wanderchaft immer mehr in Kämpfe mit den Rekten vor ihnen, mit den Skythen hinter ihnen, verwickelt wurden, übte dies abermals einen großen Einfluß auf die Vorstellung von ihren Göttern. Diese wurden Schlacht- und Kriegsgötter. Wuotan ist der Schlachtenmütige, der den Feldplan erfindet, dem Heere voranstürmt, den Helden seine sieghafte Lanze reicht und die im Kampfe gefallenen Edlen durch die Schlachtenjungfrauen, Walküren, in seine Walhalla tragen läßt. Donar besiegt die Hindernisse, welche feindliche Riesen den Kämpfenden in den Weg legen, sein Donnern ahmen die Männer nach, wenn sie vor der Schlacht mit furchtbarem Gebrüll an ihre Schilde schlagen. Tiu endlich ist der schwertfreundige Gott des persönlichen

Mannesmutes, zugleich der Besteller der Schlacht, der eigentliche Gott der öffentlichen Ordnung. Nach ihm nennt sich das kriegerische Volk Tiusken, d. h. Deutsche". (R. Rapsier).

Der große römische Feldherr Julius Cäsar schreibt von den Germanen im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt: „Für Götter halten sie nur diejenigen, welche sie sehen, und durch deren Macht ihnen ersichtlich geholfen wird, die Sonne, den Mond und Vulkan“ (das Feuer, den Blitz). Daß er darunter die oben genannten drei Götter versteht, kann nicht zweifelhaft sein. Und wenn ihm, dem Römer, diese geringe Zahl von Gottheiten auffällig war, so mochte den Germanen selber dieser beschränkte Kreis ihrer religiösen Vorstellungen als eine bedeutende Erweiterung und Bereicherung erscheinen. Waren sie doch von dem einen Gewittergotte nun auf drei Natur- und Schlachtengötter gekommen, die allerdings noch vielfach in einander übergingen.

6.

Sie beten zu ihnen an heiligen Stätten ohne Tempel und Bild.

Damals „schließt noch kein Tempel die deutschen Götter ein, kein Bild bringt sie den Sinnen nahe. Im Schlachtgetümmel nur nahen sie und im Dunkel heiliger Haine, da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige“.

Schreibt doch sogar noch der Römer Tacitus († 99 nach Chr.) anderthalb Jahrhunderte später in seiner „Germania“, dieser Hauptquelle für die alte Zeit: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden, halten sie für unverträglich mit der Größe der Himmlischen. Sie weihen ihnen Haine und Wälder, und unter dem göttlichen Namen rufen sie jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüt erkannte“.

Seien es die Gräberhügel des Flachlandes und heilige Haine, oder Berge und Höhen, Klippen und Felsen, wo

unsere heidnischen Vorfahren zu Opfer (und Gericht) zusammenkamen, überall aber sind es Orte, welche von der Natur vor ihrer Umgebung ausgezeichnet waren, und immer liegen sie inmitten einer zahlreichen Bevölkerung in angebauter Gegend, nicht in Einöden, im unbewohnten Gebirge. In unsern Harzlanden ist noch eine stattliche Reihe solcher Opferstätten durch ihren Namen gekennzeichnet. In der Gegend von Wallhausen lag nach einer Nachricht aus dem Jahre 1277 ein Wodansberg, am Nordrande des Gebirges, bei Derenburg, ein Dorf Godenhufen. (Gode = Wode ist Wodan). Auch der Hübichenstein bei Grund, der Gibichenberg zwischen Morungen und Lengefeld, der Gütchenberg bei Osterwieke, die Göttdenstraße in Halberstadt, das Göttden- oder Jettenthal bei Schauen, der Fels, in dem die Jettenhöhle bei Stadt Osterode liegt, vielleicht auch der Wohldtsberg zwischen Harzburg und Stapelburg und der Schimmerwald daselbst, dessen ältere Namensform Schimmelwohld an Wodans achtfüßigen Schimmel erinnern kann, sind Stätten, an denen Wodan geopfert wurde. Wie Gibich oder Hübich, d. i. der Geber, ein Beinamen Wodans war, so ist dieser auch — wie wir später näher sehen werden — der Alte, der im Kyffhäuser, und der Ritter Dill, der im Dissenberge (Afen- d. i. Götterberg) bei Bodenem schläft.

An den Dienst Donars erinnern u. a. die Donarshöhe bei dem wüsten Holtemmeditsfurt, der Donnersberg zwischen Roßlum und Weyleben, der Forstort Dorla d. i. Thorswald am nordwestlichen Rande des Schimmerwaldes, die Schersthorfluppen bei Schierke, welche noch im 16. Jahrhundert Thorsthor hießen, die zahlreichen Petersberge (z. B. bei Blankenburg, Kelbra), denn der Apostel Petrus d. i. Fels trat später an die Stelle des die Felsen mit ehernem Hammer spaltenden Donnergottes, die Berge, welche Großvater heißen (z. B. bei Blankenburg), denn nach Grimm war „großer Vater“ ein Beinamen Donars, namentlich auch die zahlreichen Vocksberge (z. B. bei Derenburg, bei Elbingerode, zwischen Goslar und Zellerfeld), die Vockshornberge (z. B. Deersheim, zwischen Hün und Fallstein, bei Langeln, in Hasse-

rode), die Bockshornschanze bei Quedlinburg und die Bockshornstätte bei Drübeck u. s. w.

Von Nennung der Opferstätten, welche nicht schon in ihrem Namen an die oben erwähnten Götter erinnern, sehe ich an dieser Stelle noch ab.

Die Verehrung der Götter war indes — wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß — keineswegs nur an bestimmte Orte geknüpft. Gab es doch damals noch keinen besondern Priesterstand. „Jeder Hausvater ist Priester zugleich, jede Hütte ist ein Tempel, jede Mahlzeit ist ein Opfer, jedes Opfer ein Genuß. In den Göttern spiegelt sich das Volk. Es lebt wie alle Hirtenvölker im innigsten Zusammenhange mit der Natur, abhängig von ihrem Wechsel und ihren Gaben, sehen vor ihren Wundern. Es lebt aber auch im Kriege, männermordend, roh und grausam, doch auch mannhaft und keusch und wohlgeordnet unter edlen Gaufürsten“.

7.

Die Aufnahme des Christentums wird äußerlich vorbereitet

a. durch den Ackerbau.

Zu den Umgestaltungen, welche die Religion unserer Vorfahren während ihrer Wanderung durch wenig anziehende Länder und unter den steten Kämpfen erfahren haben, kamen nun weitere, noch tiefer eingreifende in ihrer neuen Heimat, Umgestaltungen, welche allmählich den Boden zur Aufnahme und Entfaltung des Christentums geschikt und fruchtbar machten.

Zunächst wurden sie gezwungen, sich in Deutschland wirklich sesshaft zu machen und sich in ein Ackerbau treibendes Volk umzuwandeln. Denn sie hatten ursprünglich nicht die Absicht, sich in unserem Lande dauernd niederzulassen, und wir können es ihnen nicht verargen. Wohl fanden sie Brunnen mit trefflichem Wasser und Jagdgründe mit reichem Wildstande und hie und da eine feltische Niederlassung mit Anfängen der Kultur. Aber der Urwald war nirgend gelichtet, nirgend unterbrochen durch wogende Kornfelder und blumige Wiesen. Darum stand das Ver-

langen der deutschen Stämme, nachdem sie unser heute so fruchtbares Vaterland von Osten nach Westen durchzogen hatten, nach den schon kultivierten Ländern jenseit des Rheins, dem heutigen Frankreich. Schon stand der mächtige Suewenstamm unter seinem kühnen Fürsten Ariovist jenseit der Grenze, bereit und gerüstet, von den einladenden Gefilden und den reichen Städten Besitz zu ergreifen. Da aber vertrat ihm der große Römerfeldherr Julius Cäsar den Weg, besiegte (im Jahre 58 n. Chr. beim heutigen Mömpelgard) das Germanenheer, das 120 000 streitbare Männer zählte, und trieb es über den Rhein zurück.

Und dann schickte Gott ihnen die Römer in das eigene Land, damit sie in der Schule dieses damals auf der Höhe seiner Kultur stehenden Volkes lernten und sich bildeten. Römische Kastelle entstanden vor ihren Augen; römische Heerstraßen überwandten die bis dahin ungangbaren Brüche und Moorgegenden; römische Händler boten auf den Märkten, welche bei den Kastellen und Standlagern eingerichtet waren, und im Umherziehen römische Gewänder, Schmucksachen und Gerät aller Art zum Tausch an. Die römischen Soldaten, welche in Deutschland standen, die deutschen Söldner, welche oft lange Jahre unter den römischen Adlern fochten, wurden unsern Vätern Lehrmeister in Ackerbau und Handwerk, ja in beschränktem Umfange sogar in Kunst und Wissenschaft. Und nicht vergeblich thaten die deutschen Stämme, welche von der Bildung der Römer berührt wurden, einen Blick in das großartige Staats-, Kriegs- und Verkehrsweisen des römischen Volkes.

Allerdings hatten sie schon in ihrer Heimat, in Innerasien, Getreide und Flachs zu bauen verstanden, denn alle europäischen Völker haben ein gemeinsames Wort für den Lein und das Beackern des Feldes. Aber auf ihrer langen Wanderung, die viele Jahrhunderte währte, hatten sie nur von Viehzucht, Jagd und Krieg gelebt und den Ackerbau wieder verlernt. Nun von den Römern auf ein unbehaglich enges Gebiet eingeschränkt, mußten sie sich zur Bearbeitung des Landes notgedrungen

verstehen. Und sie machten ihren Lehrmeistern alle Ehre. Während Julius Cäsar sie als umherziehende, heutelüsterne Horden schildert, zeigt sie das Bild, welches sein Landsmann Tacitus 150 Jahre später von Germanen entwirft, bereits als ein sesshaftes, ackerbautreibendes Volk.

„Das mit dem Schwerte eingenommene Land wird mit dem Pfluge gleichsam zum zweiten Male erobert. Der Urwald beginnt zurückzuweichen, Ackerflächen und Wiesen entstehen, Dörfer werden gegründet statt der vereinzelt liegenden Gehöfte; in den Wohnungen herrscht bereits eine gewisse Gemütlichkeit und häuslicher Fleiß. Die Frauen und Mägde spinnen und weben und fertigen Kleider und Schuhe für die Familie. Der trauliche Apfelbaum gedeiht im Gärtchen, hohe Eichen und Linden beschatten den Hofraum, den die Stallungen für Pferde, Rinder, Schafe und Schweine abschließen, und auf welchen Wagen und Karren, Haken und Egge ihren Platz finden. Und hinter den Gehöften dehnen sich die Gerste- und Rübensfelder; kurz, der Anfang einer geordneten Ackerwirtschaft ist mit Erfolg gemacht. Noch ein paar Jahrhunderte weiter und das Kulturland hat sich verdoppelt, jedem Gehöfte werden seine eigenen Hufen zugewiesen, und eine geordnete Dreifelderwirtschaft wird eingeführt.“ (R. Kayser).

So war nicht nur durch eine geordnete Arbeit die notwendige Grundlage eines guten Staatswesens und Rechtslebens geschaffen, sondern es war mit dem Eigentumsrecht des Einzelnen, welches der Ackerbaubetrieb naturgemäß an die Hand gab, und mit der persönlichen Freiheit des Einzelnen, welche sich dabei von selbst herausbildete, auch die Vorbedingung für spätere Entfaltung christlichen Volkslebens gegeben.

b. Durch Einigung der Stämme.

Doch eins noch hemmte und hinderte die volle und selbständige Entwicklung des Volkstums, das war die Zerklüftung in viele von keinem nationalen Bande umschlungene Stämme und Völkerschaften. Denn jene große Einigung der Stämme unserer Heimatsgegenden, aus welcher der edle und weitsichtige Cheruskerfürst Hermann

die Legionen des römischen Statthalters Varus in der Freiheitschlacht auf dem Winfelde (im J. 9 nach Ch.) vernichtet und damit dem Norden Deutschlands Selbstständigkeit und deutsche Sprache und deutsches Recht gerettet hatte, war leider nur von kurzem Bestande gewesen. Und wenn auch die ungeeinten Stämme die Römer in den Rhein- und Donauländern unausgesetzt zu beunruhigen im Stande waren, so daß diese zwischen sich und die in Beuteluft und Arbeitsjahren heranstürmenden Barbaren einen Riesenzaun stellten, den sechzig Meilen langen und mehrere Wagen breiten Pfahlgraben von Deutz bei Köln bis zur Mündung der Altmühl in Bayern; so erlagen sie doch, wenn sie, diese Grenze überschreitend, den Römern sich entgegenwarfen, gar bald dem Schwerte der Weltmacht so völlig, daß sogar ihr Name für immer ausgelöscht ward. Und wie unsere Vorfahren ohne einigendes Band den Römern nicht gewachsen waren, so vermochten sie anders auch nicht gegen die wieder in Bewegung geratenen germanischen Völkerchaften ihre Grenzen zu schützen. Diese Rücksichten führten dann endlich in ganz Deutschland zum Zusammenschließen zu großen Völkerbündnissen, von denen für unsere Harzlande — wie ich im zweiten Bändchen eingehend gezeigt habe — der Sachsenbund und der der Thüringer in Frage kommen. —

Somit war denn die äußere Vorbereitung für die Aufnahme des Christentums vollendet. Und die innere war mit ihr bereits Hand in Hand gegangen.

8.

Die Religion wird durch den Einfluß des römischen Götterdienstes umgestaltet.

Als unsere Vorfahren mit den hochgebildeten Römern in nähere Berührung kamen, lernten sie auch deren feiner ausgeführte religiöse Vorstellungen, ihre geistiger gedachten Gottheiten kennen, und sie nahmen, wie es nicht anders sein konnte, manches ihnen Neue daraus auf, und bildeten manche ihrer bisherigen Vorstellungen darnach um. So berichtet Tacitus, daß sie auch Kaster und Pollux ver-

verehrt hätten. Diese waren Schiffergottheiten, und solche hatten den deutschen Küstestämmen bisher gefehlt. Die Römer, welche die deutschen Götter in ihren Götterstaat aufnahmen, nannten den höchsten Gott Wodan — wohl wegen seines breiten Hutes — Merkur, den Riesenkämpfer Donar Herkules und den Kriegsgott Tiu Mars. Daß die Deutschen im allgemeinen auf die Anschauungen der Römer eingingen, beweisen die Namen der Wochentage. Wie sie die Namen Sonntag und Montag neu von ihnen annahmen, so benannten sie den Dienstag, den Martstag der Römer, nach Tiu, den Mittwoch, den Merkurs-tag derselben, Wodanstag; nur den Vergleich zwischen Donar und Herkules ließen sie sich nicht gefallen und gaben dem Jupiterstage den Namen Donnerstag.

Die Deutschen, welche sich zu den Römern freundlich stellten, scheinen ihren alten Götterglauben völlig aufgegeben zu haben; so war der Sohn des Cheruskerfürsten Segest, der Schwager Hermanns, römischer Priester am Rhein. Noch einmal entflammt Hermann mit der Vaterlandsliebe auch den Eifer „für die Götter, die in Germanien walten“, aber eine Umgestaltung des Götterdienstes nach römischem Vorbilde konnte er nicht hindern. Schon zu Tacitus Zeiten hatten unsere Väter besondere Priester, welche „kurzgeschoren, mit der Pelzkappe bedeckt, in langem wallenden Gewande“ einhergingen. Auch hielten sie die Götter nicht mehr zu hoch für die bildliche Darstellung; so handelt ein Artikel in den Verordnungen Karls des Großen „von dem Bildnisse, welches sie (die Sachsen) durch die Felder tragen, und von dem Bildnisse aus Tuch gemacht,“ und nach einer anderen Nachricht wurden Götterfiguren in Menschengestalt, aus Mehl gebacken oder von Zeug ausgestopft, durch die Fluren getragen.

Schriftsteller der vorigen Jahrhunderte wissen eine ganze Schar heidnischer Götter und Göttinnen zu nennen, deren Bildsäulen einst in den Harzlanden verehrt sein sollen. Auf die Vielsbühe bei Ratlenburg stellten sie einen Gözen Biel, auf den Stufenberg bei Heiligenstadt den Stufso, auf den Sulzenhagen bei Hohenstein den Gott

Sulze, in die Nähe von Trautenstein die Göttin Truda, von Lohra die Göttin Lara, von Jechaburg die Göttin Jecha, von Osterode die Göttin Astaroth, von Sondershausen den Gott Büsterich, von Benneckenstein einen Gott Bennicke u. s. w. Doch sind diese Gottheiten wie ihre angeblichen Bildsäulen nichts als müßige Phantasiegebilde ihrer Entdecker.

(Gott Krodo). Ueber kein Gözenbild ist so viel geschrieben und gestritten wie über das des angeblichen Gözen Krodo auf der Harzburg. Die Anhänger desselben berufen oder beriefen sich auf Chroniken und Urkunden, auf die Sage, auf das Vorhandensein einer Krodohalle und eines Krodoaltars.

Von den Chroniken muß zunächst die Drönewulfsche ausgeschieden werden, weil sie überhaupt nicht existiert, ja sogar der angebliche Verfasser, „Kanonikus am Simon-Judasstifte zu Goslar“, niemals existiert hat. Er und seine Chronik sind Erfindungen Erdwins von der Hardt, „Gemeinen Worthalters“ der freien Reichsstadt Goslar, und nur zu dem Zwecke erfunden, die Echtheit der von ihm ungeschickt und frech angefertigten Urkunden aus dem 8. Jahrhundert, welche er auf dem Osterfelde bei Goslar, in Urnen eingeschlossen, um das Jahr 1734 entdeckt haben wollte, zu stützen und zu beweisen.

Die eine dieser Urkunden, welche hier in Frage kommt, ein an Krodo gerichtetes Gebet eines angeblichen Artwacer von Schladen, lautet in Uebertragung folgendermaßen: Hui Krodo=Wodan! Hilf uns und unserm Feldherrn (Wittekind), auch dem Unterfeldherrn gegen den abscheulichen Karl hui! den Schlächter! Ich gebe Dir einen Ur und zwei Schafe und allen Raub; ich schlachte Dir alle Gefangenen auf Deinem heiligen Harzberge.

Die ältesten Chroniken, welche eines Götterdienstes auf der Harzburg wirklich Erwähnung thun, sind Bothes Sassenchronik und die von Abel herausgegebene niederdeutsche.

Ersterer erzählt: „To der harteiborch stond een aff godde, de het krodo, den vorstorde he (König Karl) unde waß gestalt als hvr na geteket is Ich vinde in

der schrift dat hyr in ostjassen to der hartesborch gestan hadde enu affgode na saturno . vnd den heten de lude vnde dat mehne volck frodo. . . . De konigh karl quem in dat laut vnd beforde de ostjassen, do sprack he . we is iuwe got, do rep dat mehne volck: frodo, frodo is vnse got. Do sprack konigh karl . het frodo iuwe got, dat het de froden dunel . van deme worde quam dat bose wort mangt den jassen . vnd to toch konigh karle to der hartesborch vnde vorstorde frodo den affgot. . . .

Die niederdeutsche Chronik sagt: De konigt karlus toch wedder in Sassen, de fursten de waren alle vthe dem lande sloghen vnde dat mehne volck gaff sich gensliken vnder ome to dem kristenlouen vnde kam uort ouer de weijer in ost Sassen cynne myle wegheß von dem harte vnde to der hartesborch der stunt saturnus den vorstorde he

Beide Chroniken, aus denen alle späteren, welche einen Saturn- und Krododienst auf die Harzburg verlegen, geschöpft haben, sind erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, also 700 Jahre nach der angeblichen Zerstörung des Hökenbildes, geschrieben und können deshalb, zumal sie in den Erzählungen aus älterer Zeit überhaupt voller Fabeln sind, in einer Sache, über die alle älteren Chronikisten schweigen, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen.

Verthe wird die Geschichte und das Bild, welches er von dem Höken bringt, selbst erfunden haben. Letzteres beschreibt und erklärt er wie folgt: Düsse affgode stond vppe enner julen (Säule) vnd vppe ennen barie (Barisch) dat düde dat se wolden stan vppe fasten voten . wente de affgode stied barnet (barfuß) vppe dem barie . dat bedudde dat de jassen scholden ghan baruot vppe schermesten . er se sich scholden eighen geuen (daß die Sachsen eber barfuß auf Schermessern gehen, als sich zu Eigenleuten — Unfreien — ergeben sollten) . wente de affgode was gegort mit enner lynen schorten (gegürtet mit einem leinenen Schurz) . dat bedudde dat se frv weren van örem gode saturno . vnde scholden sich strumen (sträuben) jeghen öre voruolger . alse de barß iegen den befel (Hecht) . Vnde de affgode

hatte in syner lochteren (linken) hant enn rad . dat bedudde dat sîck de sassen scholden vast besluten in enn . vnd in der vorderen hant ennen watter anmer . dat bedudde dat he were enn moder der fulde (eine Mutter der Kälte) . vnd de rosen in dem anmer bedudde dat he were enn borne der Fruchte so anbeden se syne macht vppe dat one de Frost örer fruchte nennen schaden dede.

Spätere Bearbeiter haben Bothes Krodobild mehr und mehr umgestaltet, so daß der struppige Bursche schließlich fast salonfähig erscheint. Um die Verwandtschaft des Gögen mit dem römischen Saturn herbeizuführen, versahen sie ihn auch mit einer Sichel und berielen sich dabei auf Bothe. Pomarius aber, der 1588 die Chronik desselben überlieferte und mit Anmerkungen herausgab, nennt den Schurz nur Feschel oder Band.

Ist demnach der Göge Krodo aus Chroniken und Urkunden nicht zu erweisen, so vermag ihn die Sage noch weniger zu stützen und zu halten. Als Bothe seine Chronik schrieb, muß das Volk noch nichts von diesem Gögen gewußt haben, denn er beruft sich nur auf eine „Schrift“, die aber ebensovienig das Tageslicht vertragen kann wie von der Harbts Drönewulfsche Chronik. Die Sage hat sich Krodos erst bemächtigt, als die Kunde von ihm in das Volk getragen war. Uebrigens beschränkt sie sich auch auf Wiedergabe der geschriebenen Erzählung.

Nur in einem Punkte ist sie darüber hinausgegangen: sie bezeichnet eine Vertiefung auf dem Burgberge als Krodohalle. Diese wird zuerst im Jahre 1574 erwähnt. Daß man sich auf der Höhe nach einem geeigneten Plage für das Gögenbild, das hier gestanden haben mußte, umjah und dabei auf die einzige oben vorhandene höhlenartige Vertiefung verfiel — man schwankte indes noch einige Zeit zwischen dieser und einem alten Stollen — hat nichts Auffälliges.

Was nun schließlich den sog. Krodooaltar betrifft, welcher in der Vorhalle des ehemaligen Domes zu Goslar aufbewahrt wird, so ist der erste, der ihn für den Altar des Gögen ausgegeben hat, der Goslarische Geschichtsschreiber

Heinecke (Heineccius), welcher um 1707 schrieb: vor ihm hat niemand von dieser Herkunft desselben etwas gewußt.

Nach dem Urteil des Geheimen Baurats Withoff ist der Aufsatz dieses Altars, welcher aus einem hohlen Kasten von länglich viereckiger Gestalt von 1 m Länge, 79 cm Breite und 77 cm Höhe besteht, keine etruskische oder römische Arbeit, sondern „erinnert in seinen Verzierungen an die Ausschmückung von Metallarbeiten in der Zeit des Bischofs Bernward von Hildesheim († 1022)“. Ein hohes Alter kommt dem Altar ohne Zweifel zu, aber in die Zeit des Heidentums reicht er nicht zurück. Etwas älter mögen die gleichfalls aus Bronze gegossenen vier Träger des Kastens sein, denn aus der Verstümmelung und Stellung der Hände wird geschlossen, daß sie ursprünglich einen andern, unten abgerundeten Körper getragen haben. Demnach werden sie „den altniederländischen Bronze-Gußwerken zugezählt werden dürfen.“ Withoff beschreibt diese hohlen und nach verschiedenen Modellen gegossenen Figuren folgendermaßen: „Ihr kurzes Haar, ihre großen hohlen Augen, scharf geschnittenen Züge und schmalen Lippen nebst dem langgezogenen, spitz zulaufenden Schnurr- und Kinntbart, dies alles verleiht ihnen in Verbindung mit ihrer, aus einem enganschließenden, die nackten Hüfte unbedeckt lassenden Unterleide mit kurzen, nach unten sich weitenden Ärmeln und einem schurzähnlichen faltenreichen Übergewande bestehenden Kleidung ein eigentümlich-fremdartiges Gepräge. Sie erscheinen, zumal in ihrer gebückten Stellung, mit den rückwärts erhobenen Armen, als überwundene, dienstbar gemachte Heiden, und haben große Ähnlichkeit im Gesicht, in Haltung und Ausdruck mit den vier Trägern des ehernen Taufsteins im Dom zu Bremen, die vielleicht wendische Gestalten darstellen und auf die Befiegung der Heiden durch die verschiedenen Kaiser hinweisen sollen.“

Dieser hochinteressante Altar hat seit alters im Dome zu Goslar gestanden. Für gewöhnlich verbüllt, wurde er als „goldener Altar“ an hohen Festtagen dem Volke gezeigt. Es waren nicht nur bis 1807, wo ihn Bonaparte nach Paris führen ließ, die vier eingeklebten

Seitenplatten vergoldet, sondern auch die vielgestaltigen Oeffnungen, welche sich jetzt in denselben zeigen, mit vergoldetem Blech ausgefüllt, das gefasste wertvolle Steine, Kristalle u. a. m., nebst Verzierungen in Filigranarbeit trug. Auch das im Innern des Altars befindliche Marmorkästchen, in welchem ohne Zweifel Reliquien aufbewahrt wurden, war mit vergoldetem Blech umgeben.

Der Kronenbach, welcher — ziemlich weit abgelegen von der Harzburg — die Grenze zwischen dem Braunlager und dem Hohengeißer Forstrevier bildet, heißt in einer Grenzbeschreibung aus der Zeit von 996—1023 Grodenbek, und eine hinüberführende Brücke Grodenbrücke. Man hat darin den Namen Grodo finden wollen und auch auf den Grudenberg hingewiesen, auf welchem der Dom zu Halberstadt steht. Nun wäre ja allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Krodo ein Beiname Wodans oder Donars gewesen sei, aber bis zur Auffindung gewichtigerer Beweise ist seine Benennung, die durch die im Harze vorkommenden Krötenbäche, Krötenberge, Krötenpfühle und ähnliche Namen nicht gestützt wird, allein zu unbedeutend und nichts sagend, als daß dadurch das Urtheil, daß der ganze Krodiendienst eine Erfindung Bothes (oder seines Gewährsmannes) ist, im mindesten abgeschwächt werden könnte. —

Wie sich in den Harzlanden kein Gözenbild bestimmt nachweisen läßt, so fehlt hier auch jede sichere Nachricht über Gözentempel. Aber daß den Göttern in jener Zeit, als man die heilige Schau, sie bildlich darzustellen, aufgab, in Norddeutschland auch hier und da Tempel errichtete, kann nicht bezweifelt werden. Allerdings ist nicht entschieden, ob der Tempel der Tamsana im Stammesgebiete der Marsen (im heutigen Osnabrückischen) ein germanischer oder ein keltischer Tempel oder gar nur eine Kriegsfahne gewesen ist; aber Ansgar erzählt im Leben des heil. Willehad, daß dessen Schüler durch Zerstörung der heidnischen Tempel im Gau Trenthe in Friesland die Wut der Heiden erregt hätten.

Der Götterglaube der Deutschen wird ferner durch ihren Uebergang zum Ackerbau umgebildet.

Hatte sich der Götterglaube unserer Vorfahren dadurch wesentlich verändert, daß sie römische Vorstellungen mit den altgermanischen vermischten, so erfuhr er eine weitere Umbildung durch den oben geschilderten Uebergang zum Ackerbau. Naturgemäß trat nun wieder die älteste Bedeutung der Gottheiten als Lenker und Ordner im Naturreiche stärker hervor. Nicht bloß gegen Schnee und Eis kämpft nun der gewaltige Donar, er schleudert seinen Hammer nun auch gegen die Felsen, um sie in fruchtbaren Boden umzuwandeln, in den Pflug und Spaten einzudringen vermag. So wird es erklärlich, weshalb ihm die oben mitgetheilte Abichwörungsformel die erste Stelle anweist. Auch Wodan, „der Alte“, bleibt Gott der Fruchtbarkeit, aber er ist doch bald in erster Linie Gott der Weisheit und der Künste. Als Gottheiten des Ackerbaues verlieren beide für den Edeling und den Friling, dessen Hand es verschmäht, das Ackergerät zu führen, allmählich an Bedeutung, und insbesondere Wodan erscheint mehr und mehr als Gott der Unfreien und Knechte. Jene halten sich an Tiu, den Gott des wehrhaften, freien Mannes. Darum bekommt dieser auch zur Zeit, als die Stämme sich zum mächtigen Sachsenbunde zusammenschlossen, der siegreich sein Schwert gegen seine Nachbarn schwang, den Namen Sarnot, d. i. Sachsengenosse. „Die Sachsen erscheinen aber durch und durch als ein politisches Volk. Der Patriotismus wird bei ihnen zur Religion. Das Sinnbild ihres niederdeutschen Reiches ist die Irminsul, d. h. die allgemeine oder Nationalsäule, die an den Hauptorten des Reiches, so namentlich bei Oesburg unter freiem Himmel aufgestellt ist. Bedarf es noch des Beweises, daß damit bereits die religiösen Vorstellungen unserer Väter bedeutend verschoben waren?“ (R. Knapier).

10.

Religion und Sittlichkeit geraten in Verfall.

Doch daß es nicht bei bloßen Verschiebungen und Umwandlungen dieser Vorstellungen blieb, daß vielmehr das Fundament, auf dem sie sich aufgebaut hatten, bis in seine Tiefe erschüttert wurde, so daß das ganze Gebäude ins Wanken geriet, das hatte seinen Grund hauptsächlich in den gewaltigen Stürmen, welche in den Jahrhunderten der Völkerwanderung verheerend durch Deutschland tobten. Ganze Volksstämme wurden im Kampfe mit den Römern aufgerieben; die entstandenen Lücken füllend, drängten sich in die verlassenen Gegenden andere Stämme; und wenn auch nur wenige germanische Völkerschaften Deutschlands Grenzen auf immer überschritten, so kam doch auch innerhalb desselben alles in Bewegung und aus der altgewohnten Ordnung. Die Hügel und Felsen, auf denen sie ihren Göttern geopfert, die heiligen Eichenhaine, in deren Rauschen sie die Nähe ihrer Götter gefühlt hatten, mußten sie zurücklassen, wenn sie nach Westen oder Süden vordrangen*); so blieben gleichsam auch die Gottheiten selber in der aufgegebenen Heimat zurück, die alten Mythen und Ueberlieferungen verflangen allmählich, und „die frischen Farben des väterlichen Glaubens verblaßten.“ Ja, es kommt bald dahin, daß das neue Geschlecht, welches auf den Wanderzügen und in der neuen Heimat, in der nichts mehr an die alten Götter erinnerte, geboren und aufgewachsen war, die Götter verspottete; daß ein altgermanisches Lied klagen muß: Wenige sind, welche die Götter fürchten.

Und mit diesem Verfall ihrer Religion ging naturgemäß Hand in Hand eine Verwilderung ihrer Sitten. Wo waren die Tugenden geblieben, die der Römer Tacitus einst rühmen konnte, Keuschheit, Treue und Wahrheitsliebe, Frömmigkeit und häusliche Zucht? Mochte Ehebruch noch immer als Todsünde, Unkeuschheit als schänd-

*) Vies darüber Bändchen 2 „Aus der Zeit der Völkerwanderung“.

liches Verbrechen der Ueberlieferung nach gelten, in der Wirklichkeit stand es doch schlimm in diesem Punkte: denn weshalb wären sonst so genaue Bestimmungen wegen der Unanständigkeit gegen Frauen nötig gewesen, wie sie die alten Gesetze enthalten! Die alte Treue wurde durch Lug und Meineid mehr und mehr verdrängt. Die Sachsen und Thüringer, die beiden in die Harzlande sich teilenden Völker, betrogen sich gegenseitig mit barbarischer Verschlagenheit in Verträgen wie im Handel und Wandel. Und mag man für die Sachsen im Kriege mit Karl dem Großen noch so sehr Partei nehmen, von Treulosigkeit kann man sie doch nicht ganz freisprechen. Ihre Freundesliebe und Gastfreundschaft werden gerühmt: aber die eigenen Kinder auszusengen, wenn sie noch keine Nahrung erhalten hatten, war ein alltäglicher Brauch, franken Angehörigen ohne Weiteres den Kopf abzuschneiden, allgemeine Sitte bei den Thüringern und gewiß auch bei andern Stämmen: und die armen Leibeigenen, die den Tieren gleichgestellt und im friesischen Recht geradezu mit diesem Namen genannt wurden, zu töten oder zu verkaufen, war überall erlaubt: verkauften doch sogar die zum Christentum Bekehrten zur Zeit des Bonifatius noch ihre Sklaven den heidnischen Nachbarn zum Opfer. Einst opferten sie ihrem Gotte Wodan das edle Kopf, ihr wertvollstes Besitztum: sie hingen ihm das abgeschnittene Haupt im heiligen Haine auf und feierten mit dem Fleische ein frohes Mahl. Und gewiß bestand diese Sitte fort, denn Karl der Große verbot später den Christen das Essen des Pferdefleisches bei Todesstrafe. Aber daß daneben wenigstens in den Zeiten des sittlichen Verfalls als Zeichen entsetzlicher Roheit auch Menschenopfer gebracht, gefangene Feinde, erkaufte Knechte und schwere Verbrecher zu Opfern der Götter geschlachtet wurden, steht unanfechtbar fest. Mußte doch Karl der Große im Jahre 785 zu Baderborn ausdrücklich bestimmen: „Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Weise den bösen Geistern als Opfer darbringt, der soll sterben“. Und „wie tief der Gebrauch der Menschenopfer unter den Germanen eingewurzelt war“ — sagt Pfahler in seinen deutschen

Altertümern — „beweisen die schon zum Christentum bekehrten Franken während ihres Feldzuges unter Theodbert (Theudebert) gegen die Goten in Italien.*) Als sie sich nämlich der Brücke über den Po bemächtigt hatten, schlachteten sie gefangene gotische Knaben und Mädchen als Opfer und warfen ihre Körper als Erstlinge des Krieges in den Fluß“. Von dem Blute solcher Erstlingsgefangenen, mit dem man den Göttern den Sieg abringen wollte, sind gewiß auch die Opfersteine auf unsern Harzbergen in den Kriegen der heidnischen Sachsen übergefloßen. — Wohin wir blicken, ob auf den Dienst ihrer Götter, ob in das Volks- oder das häusliche Leben, überall tritt uns erschreckende Roheit und Gewaltthätigkeit entgegen. Familienzwist und persönliche Streitigkeit wurden mit dem Schwerte blutig ausgeglichen; und „so lange der Sachse noch keinen Feind erschlagen hatte, galt er weder in seinen eigenen Augen, noch in denen seiner Brüder für einen rechten Mann“. (Schumann). Mußte schon Tacitus zur Zeit, als die Germanen im übrigen auf ihrer sittlichen Höhe standen, doch ihre Faulheit, Spiel- und Trunksucht tadeln, so wird es mit diesen Lasten in den Jahrhunderten sittlicher Verwilderung nur um so schlimmer geworden sein. Höhere Genüsse als Trinkgelage, Jagd und Streit kannten sie nicht, denn gerade diese Freuden erwarteten sie von dem Leben nach dem Tode: ihre Walhalla ist nur eine Fortsetzung des Lebens in Saus und Braus, wonach hier unten ihr Verlangen stand. Die Streitart, die sie dem Toten in das Grab legten, sollte ihn nicht nur als Helden erweisen und ihm Aufnahme in die Walhalla sichern, sondern ihn zugleich für das fröhliche Kampfleben in derselben ausrüsten, und damit ihm beim Bechgelage nicht das Notwendigste fehle, gaben sie ihm auch das schönste seiner Trinkgefäße mit. Manche Sachsenstämme scheinen sogar angenommen zu haben, daß die Seelen erst nach langer Wanderung jenes Freudentland erreichen könnten, denn sie begruben mit dem Toten sein Roß, und banden dem Armen wenigstens Schuhe unter die Füße.

*) Siehe Bändchen 2 Seite 20.

Nehmen wir zu den all' jenen Anzeichen des tiefen sittlichen Rückganges die Gier nach Geld und Raub, welche — neben anderen Gründen — die Stämme auf die Wanderung trieb, die Ruhe und Friedlosigkeit, die Unzufriedenheit mit ihrer Lage und den Mangel an Heimatsliebe, die darin in so hohem Grade zu Tage treten, so können wir nicht anders urtheilen, als daß Religion und Sittlichkeit sich in wilder Gährung und Zersetzung befanden. Aber wessen das schuldbewußte Gewissen den Deutschen anklagte, das übertrug er auf seine Götter, denn diese sind „ein Spiegel des Volkes“. „Die Götter, heißt es nun, sind schuld am Unglück der Menschen. Die Götter haben den Schatz der Riesen gestohlen und sind meineidig geworden. Nur der fromme Balder blieb schuldlos, aber ihn tötete Loki's Mistelzweig. Darum ruht der Fluch auf ihnen und der ganzen Welt. Die Menschen haben keine Hilfe mehr von ihnen zu erwarten. Sie vielmehr rechnen auf die Hilfe der Menschen. Denn durch treues Festhalten an den religiösen Uebungen und Opfern können sie den Fluch, wenn auch nicht hindern, so doch aufhalten. Wer sieht hier nicht das trostlose Verzweifeln des Volkes an seinen Göttern!“ (A. Ranier).

In dieser Zeit der Verzweiflung muß sich auch die Vorstellung vom Untergange der Welt, Muspilli genannt, gebildet haben, denn nur aus jener ist sie zu erklären. „Es kommen die Tage, heißt es, wo auch die letzte Frömmigkeit aus der Welt gewichen ist, wo der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder sich erhebt im grimmen Vertilgungskriege. Dann wird der gefesselte Loki frei, und mit ihm stürmen alle Riesen in die große Ebene, um mit den Göttern die letzte entscheidende Weltchlacht zu schlagen. Die Götter eilen ihnen entgegen in ihren glänzenden Rüstungen, aber der Fenriswolf verschlingt Wodan, und sein streitendes Heer erliegt den feindlichen Mächten. Jubelnd werfen diese die Feuerbrände in die glänzende Walhalla: das ganze geordnete Weltgebäude, alles, alles stürzt zusammen, mit den Besiegten werden auch die Sieger ein Raub der vernichtenden Flammen. Aber — und damit blickt unser

vaterländisches Heidentum weissagend über sich hinaus — aus der Asche der alten wird eine neue Welt erstehen in herrlicherer Schöne. Balder, der reine, wird aufleben aus seinem frühen Tode und das versöhnte Weltall in ungetrübter Seligkeit beherrschen.“

11.

Das Heidentum liegt in den letzten Zuckungen.

Nun steht das Heidentum unserer Väter unmittelbar vor seinem Ende. Noch einmal raffen sich die religiösen Gilden auf, den Kultus der Götter wiederherzustellen und neu zu beleben. Doch ist das Bemühen, das mehr aus Patriotismus, als aus Ehrfurcht vor den Göttern hervorgeht, ohne tieferen und nachhaltigen Erfolg; namentlich die Vornehmeren im Volke können das Vertrauen zu den alten Göttern nicht wiedergewinnen. Und gerade die Gözentempel, die man in dieser Zeit mehr und mehr errichtet, und die Gögenbilder, die man aufstellt, sind die deutlichsten Zeichen des Verfalls der alten, auf Ueberflüssiges gerichteten Religion. Das gemeine Volk aber ist längst in den finstersten, hoffnungslosen Aberglauben versunken. „Mit Elben und Wichten, Nixen und Kobolden sind Wald und Wasser, Haus und Hof erfüllt. Das Hexen- und Zauberwesen nimmt überhand. Einer wittert im andern einen Werwolf oder einen Zauberer und fürchtet sich vor seinem bösen Blick und Spruch. Der Wahn führt zum Morde. Man verbrennt die vermeintlichen Hexen und ißt ihr Fleisch gegen den Zauber.“ (A. Ranjer). Hilfe that not, wenn das von Haus aus hochbegabte Volk nicht völlig versinken sollte, und diese Hilfe konnte nur das Christentum bringen. Je mehr in den Herzen des in der Irre gehenden Volkes die Sehnsucht nach Erlösung, das Verlangen nach etwas Höherem und Besserem, als ihnen der Gözen- und Dämonendienst bieten konnte, wenn teilweise auch unbewußt, wuchs, um so mehr war der Boden zur Aufnahme des Evangeliums bereitet.

Den Bewohnern der Harzlande wird das Christentum gebracht.

1.

Die ersten Missionsversuche.

Zum ersten Male wird die Mission unter den Sachsen und Thüringern in einem Gedichte erwähnt, welches den Martin von Bracara, der im Jahre 580 als Bischof von Braga im heutigen Portugal starb, zum Verfasser hat. Er besingt in demselben die Verdienste des heil. Martin von Tours um Befehrung vieler germanischen und slavischen Völkerschaften und rühmt unter anderm von diesem seinem „Apostel des Nordens“: „Große und verschiedene Völker nimmst Du in den heil. Bund Christi: Alamannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. freuen sich, durch Dich als Führer Gott erkannt zu haben.“ Ist demnach Martin von Tours, der im Jahre 400 starb, der erste Missionar der beiden Völkerschaften gewesen, welche in den Harzlanden sich berührten, oder sind auf seine Veranlassung und in seinem Auftrage die ersten Versuche zur Befehrung derselben unternommen, so folgt daraus indes noch keineswegs, daß davon gerade diejenigen Stämme jener beiden großen und über weite Gebiete sich erstreckenden Völker berührt sind, welche die Berlande unseres Gebirges bewohnten. Vielmehr zeigen diese noch ein Jahrhundert später ein unvermischtes Heidentum.

Nicht lange nach dem Jahre 500 gab Theodorich der Große, der christliche König der Ostgoten, seine Nichte Amalaberga dem Thüringer Könige Irminfried (Hermannfried) zur Gemahlin. (Vies darüber das 2. Bändchen S. 6.) Das Reich desselben umfaßte auch den ganzen Osten und Süden des Harzes, und seine gewöhnliche Residenz war höchstwahrscheinlich eine Burg (Bismiburg) in der Nähe der jetzigen Stadt Mansfeld. Von dieser Königin Amalaberga und ihrem eifrigeren Gefolge, unter dem christliche (arianische) Priester nicht gezählt haben werden, ist demnach die erste geschichtlich beglaubigte Mission in den Harzlanden geübt. Es gelang ihr,

den König Irminfried und die thüringische Herrscherfamilie für das Christentum zu gewinnen. Besondern Eifer für die Ausbreitung desselben und für die Gründung von Kirchen muß die Königstochter Radegundis, die Nichte der Amalaberg, bewiesen haben, denn die (frühere) Kirche des Harzdorfes Helfta bei Eisleben hat sie zur Schutzheiligen. In Kriegen, welche für die Thüringer und Goten einen ungünstigen Ausgang nahmen, fiel Radegundis in die Hände der Franken, wurde die Gemahlin des Königs Chlotar, ging später in ein Kloster im heutigen Frankreich und wurde bald nach ihrem Tode von der Kirche unter die Heiligen versetzt. (Vies über Radegundis 2. Bändchen S. 16—29.)

Der erste, kleine Abschnitt der Harzer Missionsgeschichte knüpft sich demnach an die Namen der beiden Königstöchter Amalaberg und Radegundis.

Das Christentum hatte noch nicht Zeit gefunden, sich kräftig zu bewurzeln und weithin auszubreiten, da drangen die heidnischen Sachsen, denen der Nord- und Westrand unseres Gebirges gehörte, im Bunde mit den Franken in die thüringischen Harzgaue ein und pflanzten an Stelle des Kreuzes ihre Drachen- und Adlerbanner auf. Freilich war ihres Bleibens hier nicht lange. Die Franken hatten ihnen die südwestlichen Gaue nur unter der Bedingung überlassen, daß sie jährlich 500 Rüge in die Küche des Frankenkönigs als Tribut lieferten. Vergeblich versuchten die Sachsen zweimal, diese lästige Verpflichtung abzuschütteln. Nach dem letzten erfolglosen Aufstande gaben sie das 40 Jahre zuvor gewonnene Gebiet auf, folgten ihren früheren Nachbarn, den Longobarden, im Jahre 568 nach Pannonien, dem heutigen Ungarn, stiegen mit ihnen über die Alpen und erkämpften sich mit ihnen neue Wohnsitze in Norditalien. (Ueber ihr weiteres Geschick lies 2. Bändchen S. 11 ff.).

In den Südharz zogen statt ihrer andere deutsche Volksstämme, Nordschwaben, Hessen und Friesen. Sie waren sämtlich Heiden. Doch mußten sie sich, da sie gleich den Thüringern von den inzwischen bekehrten Franken abhängig waren, Missionsversuche gefallen lassen.

Daß solche, und zwar nicht ohne Erfolg, unternommen wurden, geht daraus hervor, daß Bonifatius bereits beim Beginn seiner Mission in Thüringen christliche Priester, Sendboten der altbritischen Kirche und deren Zöglinge, antraf. Der erste Apostel der Thüringer ist S. Kilian. Wie durch Ostfranken, so ziehen sich durch ganz Thüringen Ortschaften, welche (wie Kiliansstädten bei Hanau, S. Kilian bei Schlenkingen, Kiliansberg bei Neuhoß in Hessen) in ihrem Namen an ihn erinnern, oder deren Kirchen (wie in Mühlhausen, in Gisperleben bei Erfurt) ihm von seinen Schülern oder von den durch ihn gegründeten Gemeinden gewidmet sind. Doch auch in der Nähe des Harzes findet sich S. Kilian als Schutzheiliger von Kirchen, so in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, in Schönfeld bei Artern, in Freiburg a. d. Unstrut. Mag er auch nicht persönlich soweit nach Norden vorgedrungen sein, so ist doch jedenfalls die Christianisierung dieser Gegenden, in denen die ersten Kirchen ihm geweiht wurden, auf die Missionsthätigkeit seiner unmittelbaren Schüler zurückzuführen.

Der Schotte Kilian starb im Jahre 689 den Märtyrertod. Es war ihm gelungen, auch Gozbert, den Herzog der Thüringer, den Sohn des heidnischen Herzogs Heden und dessen christlicher Gemahlin Bilibild — die als Witwe das Kloster Alten-Münster in Mainz gründete —, für das Christentum zu gewinnen. Als er des Neugebauten Ehe mit dessen Schwägerin Gailana mißbilligte, ließ ihn diese, eine zweite Herodias, während Gozbert auf einem Kriegszuge abwesend war, mörderisch umbringen. In der Krypta (der Gruftkirche) des Kiliansdomes zu Würzburg werden die Gebeine dieses Heiligen der katholischen Kirche verehrt: dort springt ein Brunnen, dessen Wasser alle Jahre am Kilianstage, 8. August, wunderkräftig wirkt und darum von Tausenden heilungsbedürftiger Pilger besucht wird.

Bis in das Gebiet der Harzer Sachsen ist die Predigt des heiligen Kilian nicht gedrungen. Auch die beiden Ewalde, nach Gesicht und Haar der schwarze und der weiße genannt, welche gegen das Ende des 7. Jahr-

hundreds dem Sachsenvolke das Evangelium zu bringen versuchten und 695 in der Gegend von Hoya den Märtyrertod starben, sind nicht bis in die Harzlande gekommen.

Ebenjowenig wird der heilige Suibert, den eine seinem Begleiter Marcellin untergeschobene Lebensbeschreibung aus späterer Zeit (dem 15. Jahrhundert) in Braunschweig predigen und Wunder thun läßt, den Harz gesehen haben. Der betreffende Abschnitt lautet: „Als Suibert mit seinen Priestern in Braunschweig angekommen war, fürchtete er nicht die Wut der Heiden. Sogleich übte er sein gewohntes Amt aus, das Evangelium zu verkündigen, und brachte viele zum Glauben. Es war aber dajelbst ein an der linken Seite Gelähmter. Nachdem dieser die Aerzte vergeblich gebraucht hatte, hörte er von den großen Wundern, die in Westfalen durch den heiligen Suibert geschehen seien. Da schickte er zu Suibert. Dieser kam mit seinen Priestern und einem Haufen Ungläubiger, bezeichnete ihn nach einem brünstigen Gebet mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach: „Im Namen Jesu Christi, des allmächtigen Gottes, stehe auf!“ Da stand er sofort von seinem Lager auf und war gesund. Viele aber, die das sahen, ließen sich taufen.“

„Als er durch seine tägliche Predigt viele bekehrte, und der Ruf von seinen Wundern im ganzen Bezirke bekannt wurde, versammelten die heidnischen Priester, zu deren Ehren es gekommen, voll Horn das ungläubige Volk, gingen mit diesem zu dem Versteher (Satrapen) des Bezirks und sprachen: Unsere ganze Stadt wird untergehen, wenn nicht der Feind unserer Götter getötet oder vertrieben wird, der durch Zauberkünste das Volk verführt. Der Satrap antwortete: Wie vermag er das, da er doch nur von einem gewissen, uns unbekannten gekreuzigten Gott predigt, durch dessen Wort und Zeichen er die Kranken heilt! Da wir viele Götter haben, die wir nicht alle kennen, die aber bei anderen fremden Völkern bekannt sind, ist es vielleicht einer derselben. — Es war aber der Satrap ein Verwandter des durch Suibert geheilten Nictbrüchigen. Als das die Priester samt den

übrigen Heiden hörten, versammelte sich eine große Menge, um Suibert mit den Seinen nebst dem Satrapen zu töten. Da ging er auf Bitten des Satrapen, nachdem er die jungen Christen befestigt und den Neubefehrten den ruhmreichen Presbyter und Prediger Bosjo zurückgelassen hatte, damit sie nicht wieder abfielen, in verschiedene Provinzen, Christum predigend, bis er zu den Bruckterern kam.“

Die Unwahrscheinlichkeit dieses Berichtes folgt schon daraus, daß Braunschweig zu Suiberts Zeit noch gar nicht vorhanden war. Jenes ist zwischen 860 und 880 gegründet; dieser starb 713 in dem von ihm gegründeten Kloster Kaiserswerth auf einer Rheininsel.

Es ist möglich, daß die Sachsen in den Harzvorlanden durch die Kriege, welche sie mit den Franken führten, schon gegen das Ende des 6. und im 7. Jahrhundert hin und da eine oberflächliche Kunde vom Christentum erhielten, da wahrscheinlich schon damals die fränkischen Heere regelmäßig von christlichen Priestern begleitet waren. So soll im 6. Jahrhundert ein Mannenmünder Bischof aus Italien hier gepredigt haben. Und auf dem großen Kriegszuge, den die Frankenkönige Chlotar II. und Dagobert I. gemeinsam mit der vollen Macht aller Frankenschämme gegen die Thüringer und die diesen benachbarten Sachsen unternahmen, rettete Bischof Hare von Meaux die sächsischen Gesandten, welche 622 dem Könige Chlotar II. Tribut und Gehorsam trotzig angekündigt hatten und deshalb zum Tode verurteilt waren, dadurch Leben und Freiheit, daß er sie kaufte. Es ist ferner möglich, daß die Familienverbindungen der Frankenkönige mit edlen sächsischen Geschlechtern — Dagoberts Gemahlin Mathilde und seines Sohnes Chlodowens Gemahlin Bathilde gehörten solchen an — hin und da eine Familie mit dem Christenglauben bekannt machten. Aber Wurzel schlug dieser damals noch nicht.

2.

Aus Bonifatius und seiner Schüler Zeit.

Reichen — wie wir gesehen haben — Spuren von der Thätigkeit des heiligen Kilian oder seiner unmittelbaren Schüler bis nahe an den Südrand unseres Gebirges heran, so wurde doch der Südrhaz dauernd und vollständig erst zur Zeit des heiligen Bonifatius, des allbekannten „Apostels der Deutschen“, für das Bekenntnis Christi gewonnen.

(Nicht Bonifacius, d. i. Wohlthäter, nannte er sich — wie hätte er in anmaßender Selbstbespiegelung sich schon vor vollbrachter Arbeit als den geistlichen Wohlthäter der von ihm zu bekehrenden heidnischen Völker bezeichnen können! „Bonifatius“ ist nur die etwas sonderbare Uebersetzung seines angelsächsischen Namens Bonfrith oder Winfrith ins Lateinische aus bonum und fatum = qui bono fato fruitur und bedeutet der Gewinner des Friedens oder eines glücklichen Lojes = den Glücklichen.)

Winfrith war um das Jahr 680 — also zur Zeit des Märtyrertodes Kilians — in Wessex aus edlem Geschlechte geboren. „Nach längerer Vorbereitung auf den von ihm erwählten Beruf bei dem heil. Willibrord, dem Befehrer der Friesen, kam er im Jahre 719, etwa 37jährig, zum ersten Male nach Thüringen. Im Gegensatz zu den Briten, welche vor ihm allein oder nur mit wenig Begleitern die Mission betrieben, darum aber auch große und dauernde Erfolge nicht erzielt hatten, griff er das Werk in großartigster Weise an und versicherte sich aller Hilfsmittel, die für seinen Zweck zu erlangen waren. Vom Papste zu Rom, dessen Segen er einholte, mit allem zu seiner geistlichen Heerfahrt erforderlichen Gerät, mit Büchern und Empfehlungsschreiben ausgestattet, von dem mächtigen Hausmeier des fränkischen Reichs, dessen weitbin reichender Arm ihn auch in Thüringen noch schützen konnte, mit einem Schutzbriefe versehen, begleitet ferner von einer großen Zahl stattlich ausgerüsteter, zum Teil ihm verwandter und gleich ihm für das Werk der Heidenbekehrung begeisterter Landsleute, denen sich sogar

edle angelsächsische Jungfrauen angegeschlossen hatten, eine Lioba, Kunibilt, Thekla und Walpurgis, begann er sein Werk mit dem praktischen Verstande und der stahlharten Entschlossenheit eines organisatorischen Genies, welches überall das Heidentum an der Wurzel zu treffen und dem Christentum eine bleibende Stätte zu bereiten verstand." (Gröfßer).

Später ist er noch dreimal persönlich in Thüringen gewesen, in den Jahren 722, 726 und 736. Aber auch in der Zwischenzeit ruhte die Mission keineswegs. Die Thüringer traf er „als verwilderte Christen mit Heiden untermischt.“ Ihre Priester waren theils Arianer, theils Sendlinge der altbritischen Kirche. In Form der Irrlehre des Arius, nach der Christus nicht wahrhafter Gott, sondern nur Gott ähnlich ist, war ja das Christentum zuerst durch die Ostgotin Amalaberg in unsere Gegenden gebracht. Gelang es Bonifatius nur allmählich, diese arianische Ketzerei zu überwinden und zu unterdrücken, so wurde es ihm fast noch schwerer, die Missionare der altbritischen Kirche, welche den Bischof zu Rom nicht als geistlichen Oberherrn anerkannte und ihren Priestern die Ehe nicht verbot, sich fügsam zu machen. Bei allen aber traf er eine große Unwissenheit in Sachen des Glaubens, überall eine vom Christentum nur erst wenig beeinflusste und gemilderte erschreckliche Roheit der Sitten an. So wurde häufig heidnischer Opfertrank mit Christi Abendmahl aus demselben Kelche gespendet; so balsen Getaufte den Heiden, das Opfer, welches diese ihrem Wotan darbrachten, das edle Roß, mit verzehren: und wenn die christlichen Thüringer kein Menschenopfer mehr brachten, so verkauften sie doch ihre Leibeigenen den Heiden zum Schlachtopfer. Bonifatius beschränkte sich nicht darauf, diese und andere Ausschreitungen zu verbieten, und seine Schüler predigend das Land durchziehen zu lassen, sondern um dem Christentum festen Boden und Gestalt zu geben, gründete er an geeigneten Orten Pfarreien und besetzte sie mit tüchtigen Geistlichen, zu deren Ausbildung er in den Klöstern Pflanzschulen anlegte.

Von Thüringen aus richtete Bonifatius seinen Blick

auch auf die Sachsen, denen die Bewohner der ehemals nordthüringischen Gaue Friezenfeld, Hessigan und die Nordschwaben zugerechnet wurden. Wie früher schon an die Thüringer, so wendete sich Papst Gregor II. im Jahre 723 auch an die Sachsen mit einem Empfehlungsschreiben. Er bittet diese, seinen Mitbruder, den Bischof Bonifatius, um ihres eigenen Heils willen aufzunehmen und auf seine Stimme zu hören, von ihren metallenen, steinernen und hölzernen Göttern sich abzuwenden und den allein wahren Gott anzubeten. Und Papst Zacharias schreibt im Jahre 745, als Bonifatius bereits 26 Jahre in Mitteldeutschland gepredigt hatte: „Gelobt sei der Herr, der vermöge seiner großen Barmherzigkeit und durch Deine Predigt Sachsen zur Hoffnung des Lebens wiedergeboren hat“; er nennt auch vier bekehrte Sachsen, vermutlich Angehörige ihres Volkes, in diesem Dankschreiben mit Namen.

Wie weit Bonifatius nach Norden vorgedrungen ist, läßt sich aus schriftlichen Nachrichten nicht erweisen. Wohl aber fehlt es nicht an ziemlich zuverlässigen Anzeichen. Bonifatius weihte nämlich die Kirchen, welche er persönlich gründete, der Jungfrau Maria, dem Apostel Petrus, dem Erzengel Michael oder Johannes dem Täufer. Solche alten Kirchen finden sich zahlreich in Thüringen bis nahe an den Harz heran, doch nicht in diesem Gebirge selbst. Auch Peterpaulskirchen, die gleichfalls meistens auf jenen Apostel der Deutschen zurückgeführt werden können, fehlen hier. Doch wird eine solche schon im Jahre 802 in Gölleda urkundlich bezeugt, und die nördlichste wird die in dem (schon zwischen 826 und 853 erwähnten) Dorfe Bernshausen bei Duderstadt sein. Bis auf das „hannoversche“ Eichsfeld lassen sich danach die Spuren des Bonifatius mit ziemlicher Sicherheit verfolgen.

Weiter nach Norden reichen die Bonifatiuskirchen. Es giebt bezw. gab deren, soweit die Harzvorlande in Frage kommen, in Oberheldringen, Seega bei Frankenhäusen, Jeddenbach (wüst bei der Jeddenbacher Mühle), Reismarin und Friedeburg im Mansfelder Seekreise, Batterode an der Wipper und Quedlinburg im Mansfelder

Gebirgskreise, Ditsfurt an der Bode im Schwabengau, (dem auch Tuenstädt angehörte) und in dem in Halberstadt aufgegangenen Bockleben. Alle diese Kirchen liegen in der älteren Diözese Mainz, denn Hasselgau und Friesenfeld wurden erst nach der Bekehrung der Sachsen von jener abgetrennt: nach einer Urkunde des Kaisers Lothar vom Jahre 1134 hatten sie „schon mehr als 30 Jahre vor der Teilung Sachsens in Bistümer und der Gründung der Halberstädter Kirche“ zur Diözese Mainz gehört: und noch heute erinnert an jene Zeit das „Pfaffenkreuz“ am Welfesholze unweit Gerbstedt, ein uraltes, mit dem Mainziſchen Rade gezeichnetes Sandsteinkreuz. Die drei letztgenannten Kirchen (Tuenstädt, Ditsfurt, Bockleben) sind vereinzelt, in den Schwabengau vorgeschobene Vorposten. — Daß die Bonifatiuskirchen nicht von Bonifatius persönlich gegründet sein können, ist selbstverständlich: welche unerhörte Annahme wäre es, wenn ein Missionar den Kirchen, welche er in bisher heidnischen Ländern erbaut, seinen eigenen Namen beilegen wollte! Jene Kirchen verdanken aber ihre Gründung und Benennung unmittelbaren Jüngern und Schülern des Bonifatius. Es läßt sich sogar derjenige seiner Gehilfen bestimmt namhaft machen, der in seinem Auftrage den Südharz missionierend durchzog, dem die Pflanzung des Christentums in Friesenfeld-Hasselgau vorzugsweise zu danken ist. Das ist der heil. Wigbert, „der mit Bonifatius die Mühen der Mission in Deutschland getragen hat“.

Der Angeliache Wigbert (d. i. der Hamriberühmte) predigte von 724 acht Jahre lang, bis ihn Bonifatius zum Vorsteher des zu einer Bildungsanstalt für Geistliche bestimmten Klosters Friglar berief, in Thüringen weit und breit und mit großem Erfolge das Evangelium. Eine große Anzahl von Kirchen in den Harzgegenden hat ihn zum Schutzheiligen: Schloßheldrungen, Göllingen a. d. Hainleite, Verga a. d. Thüra in der Goldenen Au, Thüringen a. d. Thüra, Allstedt a. d. Hobne im Friesenfelde, Rieſtedt im Kreiße Sangerhausen, Groß-Osthausen und Greisfeld bei Gisleben, Strenz bei Als-

leben im Mansfelder Seekreise, Mönchen-Mienburg a. d. Saale und Quedlinburg.

„Beachten wir die räumliche Verteilung der dem heil. Wigbert geweihten Gotteshäuser und Klöster, so ist sofort zu erkennen, daß der Zug derselben das Unstruthal abwärts geht, bald hier, bald da in Seitenthäler mit alt-angebauten Wohnstätten ausbiegend, dann über die Helmeau hinweg ins Friesenfeld und zuletzt durch den Schwabengau zur Bode führt. Wir werden durch dies höchst merkwürdige Ergebnis zu der Annahme genötigt, daß S. Wigbert Thüringen in der oben angedeuteten Richtung als Verkündiger des Evangeliums durchzogen haben muß, und zwar das innere Thüringen, wie das gemeinsame Vorkommen von Bonifatius- und Wigbertkirchen in einer großen Anzahl von Orten des inneren Thüringens beweist, in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Meister, während er das Thal der Helme und das Thürathal, wo keine Bonifatiuskirchen (von Prof. Dr. Größler, dessen gründlichen Untersuchungen ich hier folge) ermittelt sind, und ebenso die nordthüringischen Gaue nördlich der Unstrut als selbständiger Vorsteher und Leiter einer Missionsexpedition bereist zu haben scheint, da sich hier nur vereinzelt Bonifatiuskirchen finden. Im Friesenfelde namentlich muß er sich längere Zeit aufgehalten und hier persönlich den Grund des Christentums gelegt haben, weil sonst die ganz gewiß nicht auf Zufall beruhende Erscheinung, daß die nachweislich ältesten drei Kirchen des Landes zu Allstedt, Miestedt und Osterhausen sämtlich gerade ihm geweiht sind, nicht zu erklären wäre“. Diese drei Kirchen werden nämlich schon in Urkunden vom Jahre 777 erwähnt, und in diesem Jahre bzw. 780 schenkte König Karl der Große dieselben mit allen dazu gehörenden Zehnten im Friesenfelde und Hassengau dem Kloster Hersfeld in Hessen. Da S. Wigbert, der Apostel des Südbarzes, schon im Jahre 747, noch vor seinem Meister Winfrith, starb, so müssen diese drei Wigbertkirchen „innerhalb der Jahre 747—777 dem bald nach seinem Tode wegen seiner Wunderkraft als Heiligen verehrten Missionar erbaut und geweiht worden“ sein. Das

Vorhandensein von Wigbertikirchen in Greisfeld, Strenz, Mienburg und Quedlinburg beweist, daß Schüler von ihm noch weiter nordwärts vorgedrungen sind. Wir kommen darauf zurück. —

Wenn auch von beschränkterer Beweiskraft als die Namen der alten Kirchen, so sind doch auch die im Volke noch heute umgehenden Bonifatiuslagen, sofern sie sich an Stätten knüpfen, welche innerhalb der späteren Diözese Mainz liegen, von nicht geringem Belange. Nur muß man dabei von vornherein festhalten, daß die Volkssage keinen Unterschied zwischen der Missionsthätigkeit des Bonifatius, seiner Schüler und seiner Nachfolger macht, daß sie also den „Apostel der Deutschen“ soweit die Lande durchziehen läßt, soweit sich später der Sprengel des Bischofs von Mainz erstreckte und soweit also von Mainz, dem Bischofssitze des heil. Bonifatius, das Evangelium ausgebreitet wurde. Solche Sagen knüpfen sich u. a. an den Hülfsenberg auf dem Eichsfelde, an Lohra, Bargula a. d. Unstrut, an Bösenburg im Mansfelder Seekreise.

Auch auf den Oberharz läßt eine Sage jenen größten Missionar unseres Volkes gelangen, und die Stätte, an welche sie sich anschließt, liegt allerdings noch im Mainzischen Sprengel. Die Grenze desselben durchschneidet nämlich den Oberharz von Osten nach Westen. Etwa von dem Punkte, wo die Kalbe in die Oster fällt, zieht sie sich quer über den langgestreckten Dietrichsberg nach dem Rahlenberge und geht vom „Schwarzen Hermann“ (einem Teiche) an über die Wegsmühle beim Kronprinzen bis Wildemann im Spiegelthale hinunter. Der mehrfach zu Teichen aufgedämmte Grenzbach wird jetzt nur noch nach diesem Thale benannt, in alter Zeit hieß er Fuhrbach. Von Wildemann ersteigt die Grenze die Quelle des Pandelbachs, geht in diesem bis Münchhof hinunter und setzt sich dann westlich fort, so daß Kirchberg und Aldehausen rechts bleiben. Alles, was südlich von dieser Linie und westlich von dem alten „Heidenstiege“ liegt, der später Kaiserweg genannt wurde, also der Teil des Oberharzes, in dem später die Städte An-

dreassberg, Altenau, Alauenthal, Zellerfeld, Wildemann und Grund entstanden, gehörte zu Mainz.

Jene Sage erzählt nun, Bonifatius sei auf einem seiner Missionszüge auch auf den unwirklichen Oberharz gekommen, habe den Bewohnern desselben das Evangelium verkündigt, da, wo jetzt das städtische Brauhaus in Zellerfeld steht, ein Gözenbild zerstört und an der Stelle desselben ein Gotteshaus errichtet (an das sich später das Kloster Zella angeschlossen hat). Hat schon vor 120 Jahren der zuverlässigste der oberharzischen Historiker, Henning Calvör, auf die Unglaublichkeit dieser Erzählung nachdrücklich aufmerksam gemacht, so redet ihr heute, wo man weiß, daß alle Gegenden im weiten Mainzer Sprengel, auch die, wohin Bonifatius nachweislich nie gekommen ist, diesen dennoch als ihren Missionar in Anspruch nehmen, niemand mehr das Wort. Wem hätte Bonifatius hier auch predigen sollen? Der Oberharz war eine unbewohnte Wildnis.

Ebensowenig Glauben verdienen die Sagen, welche Bonifatius Gözenbilder bei Osterode, Catlenburg u. s. w. zerstören lassen. (Vergl. S. 18). Sie alle sind — wie ich wiederhole — nur ein Beweis dafür, daß das Christentum bis an die vorhin angegebene Grenzlinie bei Münchehof von Mainz aus, und zwar entweder noch bei Lebzeiten des heil. Bonifatius, oder doch bald nachher, jedenfalls noch vor den Sachienkriegen Karls des Großen, gebracht worden ist.

Nur eine Bonifatius-Sage vom Rande des Oberharzes nimmt eine etwas andere Stellung ein als die genannten. Nicht weit von der Einhornhöhle bei Scharzfeld liegt auf einer felsigen Höhe die *Steinkirche*, eine von Menschenhand in den Fels gearbeitete Höhle. Die Entstehung derselben erklärt jene anmutende Sage folgendermaßen. Einst waren die Heiden auf diesem Felsen versammelt, um ihrem Wodan blutige Opfer zu bringen. Schon nahmen die Priester ihre Steinmesser zur Hand, die Gefangenen zu schlachten. Da trat plötzlich ein kuhner Fremdling in den Kreis, durchschnitt die Bande der Gefesselten und redete dann in mächtig ergreifenden

Werken von der Thunmacht ihres Bösen und der Allgewalt und Herrlichkeit des lebendigen Gottes. Die Unerschrockenheit des Mannes bewundernd, wagte niemand Hand an ihn zu legen. Und nun ergriff Bonifatius, um die Göttlichkeit seiner Sendung zu beweisen, eine hölzerne Axt und begann mit dieser den Felsen auszuhöhlen: und siehe, das harte Gestein wich unter dem schwachen Werkzeuge wie weiches Wachs. Da fielen die trotigen Sachsen anbetend auf die Kniee und ließen sich in der nahen Oder taufen.

Nach dem Urtheile Sachverständiger stammt die Steinkirche aus dem achten Jahrhundert, spätestens aus dem Anfange des neunten. Sie ist somit das älteste Dentmal des Christentums in ganz Norddeutschland. Daß sie wirklich eine Kirche war, zeigt ihre ganze Einrichtung. Sie besteht aus einer 50 Schritt langen und 9–15 Schritt breiten trockenen Höhle und empfängt ihr Licht durch eine in der gewölbartigen Decke angebrachte Oeffnung. Man tritt von dem davor liegenden Rasenplatze ohne Stufen hinein. Hals- und Heißeabakenlöcher beweisen, daß der Eingang einst verschließbar war. Zur Rechten führen einige Stufen zu einer in den Felsen gebauenen kleinen Kanzel; eine früher verschließbare Spitzbogennische zur Linken wird den Weihwasserfessel enthalten haben. Weiterhin, etwa in der Mitte der Höhle, zweigt sich zur Rechten eine Seitenvertiefung für den Altar ab, zu welcher einige hohe, ganz rohe Stufen hinaufführen. Löcher in den Wänden können — zumal sie einander genau gegenüber liegen — nur zur Aufnahme von Gebälk oder Eisenwerk eingehauen sein. Am Vordelag ist ein mannshoher Gang, in dem sich ebenfalls Balkenlöcher befinden, durch den Felsen gebauenen. In einer Nische desselben, welche vorn zur Linken angebracht ist, wird ein Heiligenbild gestanden haben. Die Kanzel ist so angeordnet, daß man sich von ihr nur zu einer vor der Oertle befindlichen Versammlung wenden konnte. Wahrscheinlich war der Rasenplatz vor dem Felsen überbaut, so daß er das Schiff der Kirche bildete.

Das hohe Alter der Steinkirche läßt bei dem Grund-

sage, den die Kirche bei Anlage der ersten gottesdienstlichen Stätten befolgte (siehe S. 3), nicht daran zweifeln, daß der Felsen, der sie umschließt, einst eine Opfer- und Gerichtsstätte der heidnischen Sachsen gewesen ist.

Nehren wir nun vom Süd- und Westrande des Harzes nach dem Osten zurück, auf den wir nur erst mit einigen Worten haben hinweisen können, so haben wir zunächst von einer gewaltsamen Befehrung noch in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts zu erzählen.

Nach dem Tode Karl Martells, des gewaltigen fränkischen Hausmeiers, der 718 und 720 Sachsen bis zur Weser und 738 bis zur Lippe durchzog, fiel Thüringen seinem Sohne Karlmann zu. Nachdem dieser in Gemeinschaft mit seinem Bruder Pipin im Jahre 743 den Bavernherzog Tatilo (oder Odilo) am Lech entscheidend geschlagen hatte, brach er allein gegen die Bundesgenossen desselben, die Sachsen, auf, um sie für ihre häufigen Bedrohungen und Einfälle, die auch gegen die vom heil. Bonifatius in Fulda gegründete Missionsanstalt und die von dort ausgehende Missionsthätigkeit gerichtet waren, zu züchtigen und zur Ruhe zu zwingen. Er durchzog die südöstlichen und östlichen Vorlande des Harzes, eroberte durch Kapitulation die „Oscioburg“, die Feste des Sachsenhäuptlings Theodorich, nahm diesen gefangen und erhielt das Versprechen der Unterwerfung. Aber kaum freigelassen, nahm Theodorich den Krieg wieder auf, und Karlmann und Pipin zogen nun 744 mit vereinten Kräften gegen ihn heran. Völl Schrecken über die gewaltige Macht der Franken unterwarf er sich ohne Kampf und gelobte nochmals Treue. Die meisten seiner Unterthanen aber ließen sich von den im Frankenheere mitziehenden Priestern taufen. —

Karlmann und Pipin hatten einen jüngeren Stiefbruder namens Grifo, dessen Mutter, Karl Martells zweite Gemahlin, die edle Baverin Schwanbild war. Diese hatte in dem ebrgeizigen Jünglinge die Hoffnung genährt, daß ihm einst ganz Frankenland zufallen würde. Als er nun aber 741 nach seines Vaters Tode mit seinen Brüdern teilen mußte und nur den mittleren Teil

des weiten Frankenreichs, Teile von Neustrien, Ausrrien und Burgund, erhielt, unternahm er es, von seiner Herrschsucht aufgestachelt und im Vertrauen auf die Hilfe des ihm durch seine Mutter verwandten Herzogs von Bayern, jene aus ihrem väterlichen Erbe zu verdrängen und sich zum Alleinherrscher zu machen. Er bemächtigte sich der Stadt Laon (sprich: Labug) und erklärte den Brüdern den Krieg. Diese eilten mit ihren Heeren herbei, belagerten Laon, gewannen es und nahmen den Unruhestifter gefangen. Damit er sie nicht wieder an der Bekämpfung äußerer Feinde hindere, ließ ihn Karlmann auf der Feste Neuschateau verwahren.

Im Jahre 747 ging Karlmann nach seiner Rückkehr von einem blutigen Feldzuge gegen die Alemannen in ein Kloster, und Pipin wurde alleiniger Hausmeier des Frankenreichs. Veröhnlicher als jener, entließ er seinen Stiefbruder aus der vier Jahre zuvor über ihn verhängten strengen Haft, berief ihn an seinen Hof und versuchte ihn durch Verleibung mehrerer Grafschaften und großer Einkünfte zu gewinnen. Doch seine brüderliche Milde war vergebens. Grifo verschwor sich im Stillen mit einer Anzahl vornehmer Franken und flog mit seinem Anhang über den Rhein zu den Sachsen im Süd- und Ostharze, um sie zum Aufstande zu reizen und mit ihrer Hilfe seinen Bruder zu bekämpfen. Anscheinend erinnern an seinen Aufenthalt im Harze die beiden nördlich der Wipper umweit Mansfeld belegenen Ortschaften Gräfenstubl (früher Greffenstubl d. i. wohl Residenz des Grifo) und Greifenbagen (früher Grünbagen).

Als Pipin Kunde davon erhielt, daß Grifo bei den Sachsen Aufnahme gefunden hatte und, ohne auf des heiligen Bonifatius Mahnung, er möge von seinem Vorkhaben abstecken und ein frommes, gottseliges Leben führen, das besser sei als Bruderkrieg, zu hören, mit ihrer Unterstützung ein Heer sammelte, fiel er unvermutet in die vormals nordthüringischen Gauen ein. Bald war Theodorichs Feste, die diesmal Hechieburg (Hochieburg) genannt wird und wahrscheinlich auf dem Schloßberge bei

Seeburg lag, samt jenem Häuptling selber in seiner Hand und das Land der Nordschwaben unterworfen. Hier durch ein großes Heer der Wendenfürsten verstärkt, die sich unaufgefordert ihm als Bundesgenossen anboten, setzte er seinen March nach Norden durch dieselben Gegenden fort, die wenige Jahre zuvor von Karlmann heimgesucht waren, und schlug an der Grenze des Nordthüringgaues und des Terlingaues, wo unweit Schöningen das Klüßchen Miffau vom Elm herabrinnt, sein Lager auf.

Der Heerbann der Sachsen aber sammelte sich bei Thrum an der Oker. Der Oker oder Oderwald, der in einer Länge von 1 $\frac{1}{4}$ Meilen von Klein Flöthe und Heiningen im Süden bis Welfenbüttel im Norden am linken Ufer des Flusses sich erstreckt und gegen diesen steiler als im Westen abfällt, bot sich ihnen hier als natürliche Festung dar, welcher die damals wasserreiche Oker gegen Osten, wo die Franken standen, als trefflicher Festungsgraben diente. Pipin zog gegen diese Verschanzung heran und lagerte sich im Osten der Oker. Aber keins der Heere wollte den Kampf beginnen. Den Franken und Slaven, obwohl zusammen 100000 Mann stark, stößte wohl die große Zahl der Sachsen und die geschügte Stellung derselben Besorgnis um den Ausgang des Kampfes ein: die Sachsen mochte es gereuen, daß sie um eines verhassten Franken willen ihr Land neuer Verheerung preisgaben. Da kamen die Fürsten Angesichts beider Heere, wahrscheinlich auf den in der Mitte zwischen beiden bei Thrum einzeln gelegenen Hügeln zu einer Besprechung zusammen.

Hier gelang es den Sachsen, die feindlichen Brüder mit einander auszusöhnen, und die Heere kehrten in Frieden in ihre Heimat zurück.

Abweichend von allen andern alten Chronisten, erzählen die Meier Jahrbücher ohne jener Ausöhnung zu erwähnen, daß die Sachsen ihre Stellung einem so mächtigen Feinde gegenüber als unhaltbar erkannt und sich im Lande zerstreut hätten, und daß Pipin dann 40 Tage lang das umliegende Gebiet verwüstet und die sächsischen Burgen erobert und zerstört habe.

Um zunächst Grifos Geschichte zu Ende zu führen, erwähne ich noch kurz Folgendes: Nur zum Scheine hatte er sich in dem Vertrage bei Thrum 748 verüßlich gezeigt. Da er auf Unterstützung bei den Sachsen ferner nicht rechnen konnte, so entwich er nach Bayern, sammelte hier ein Heer aus den ihm zulaufenden Franken, bemächtigte sich dieses Landes und versuchte von neuem seinen Bruder zu stürzen. Dieser besiegte ihn aber wiederum und verzieh ihm noch einmal in seiner bewunderungswürdigen Großmut. Doch solche Milde lohnte Grifo mit neuer Empörung: er floh noch in demselben Jahre zu Waifarins, dem treuloßen Herzog von Aquitanien, und rüstete sich, um dort den Krieg wieder aufzunehmen. Als aber Pipin seine Auslieferung forderte, hielt er sich, obwohl Waifarins sich dessen weigerte, hier nicht mehr für sicher und beschloß, seine Zuflucht zu dem Longobardenkönige Aistulf zu nehmen. Ungefährdet gelangte er mit seinem Gefolge an den Fuß der Alpen. Da aber, im Thale von St. Jean de Maurienne, stellte sich ihm der von Pipin zum Hüter der Alpenpässe beauftragte Arante Theodwin mit seiner Schar entgegen. Grifo griff ihn an, und in dem nun entbrennenden Gefechte fielen beide, Grifo und Theodwin. So endete der Ehrgeizige im Jahre 751.

Als sich „die Sachsen, welche Nordschwaben heißen“, dem Hausmeier Pipin 748 bei Thrum wieder unterwarfen und sich zur Zahlung des alten Tributs, den ihnen einst Chlotar I. auferlegt hatte, wieder verpflichteten, ließen sich ihrer viele auch bereit finden, Christen zu werden. Der Sage nach taufte Bonifatius selbst diese Neubefehrten zu Heßlingen an der Rode, Staßfurt gegenüber, und gründete hier dem Brevemartyr Stephan eine Kirche. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er Pipin für diesen Zug nur Missionsgepöffen beigegeben hat. Daß auch die Priester, welche den Hausmeier Karlmann vier Jahre früher in das Gebiet der Nordschwaben begleitet hatten, in Bonifatius Auftrage handelten, folgt aus dem erwähnten Briefe des Papstes Zacharias vom Jahre 745. (Siehe S. 36).

Wenn auch viele dieser auf den Kriegszügen Getauften wieder abgefallen sein werden, andere sich nur äußerlich zum Christentum bekannten, so enthält doch „das Leben des heil. Emmeran“ eine Hindeutung, daß schon um die Mitte des achten Jahrhunderts der Oststrand des Harzes christlich war. Der Verfasser dieser Schrift, Bischof Aribo von Freisingen (764—783), erzählt nämlich u. a., „was ihm einst ein frommer und verständiger Greis von seiner wunderbaren Errettung aus der Knechtschaft durch jenen Heiligen berichtet habe.“ Darnach war dieser auf einer Pilgerfahrt nach der Kirche des heiligen Emmeran in Regensburg in die Hände von Räufern gefallen und an die Franken (in der Würzburger Gegend), von diesen dann weiter an einen Herrn „in den nördlichen Teilen des Volkes der Thüringer an der Grenze der Parahthanen, die Gott nicht bekennen“, verkauft worden. Hier machte er sich durch die Kunst, Häuser und Wassermühlen zu bauen, bei seinem Herrn so beliebt, daß dieser ihn nach dreijährigem Dienste, um ihn für immer an seine Person zu fesseln, die schöne und kinderlose Witwe eines verstorbenen Knechtes zum Weibe zu geben beschloß. Vergebens war sein Widerstreben und seine Beteuerung, daß er bereits in der Heimat eine Frau zurückgelassen habe. Sein Herr wußte durch die Drohung: „Wenn Du diese nicht nimmst, überliefere ich Dich dem Volk der Sachsen, das ganz dem Götzendienste ergeben ist,“ seine Bedenken zu überwinden. Die Ehe mit der Witwe, die eine Christin war, denn der Sklave redete sie mit „Schwester“ an, ward nach den dortigen Gebräuchen vollzogen. Aber in der Nacht erschien der heilige Emmeran dem zum zweiten Male Vermählten auf sein Gebet und verhalf ihm zur Flucht nach Regensburg, wo er am fünfzehnten Tage glücklich anlangte. — „Man hat aus gutem Grunde das hier erwähnte, als heidnisch bezeichnete Volk der Parahthanen, welches in der Nachbarschaft des offenbar schon zum Christentum bekehrten Nordthüringens hauste, für die Bewohner des lüneburgischen Bardengau's erklärt, so daß wir in diesem Berichte die Spuren einer wenigstens teilweisen Befehrung der weit

nach Norden vorgeschobenen Teile der ostfälischen Nordthüringer schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts zu erkennen haben würden.“ (Dr. v. Heinemann).

Ich habe bisher nur von dem Teile des Harzes und seiner Vorlande gesprochen, welcher das Christentum von Mainz aus erhalten hat. Der Nordwestrand von Münchehof (s. S. 39) bis Hahausen, der ganze Nordrand und der Nordostrand bis in die Gegend von Quedlinburg, in dem sich nur einige weit vorgeschobene christliche Stationen befanden, blieben heidnisch bis zur Zeit Karls des Großen.

Am festesten gegründet war die Kirche in Friesenfeld-Hassengau und deren Nachbarschaft. Denn wenn man erwägt, daß Karl der Große drei dortige Kirchen (s. S. 38) 777, bezw. 780 mit den dazu gehörenden Zehnten dem Kloster Hersfeld schenkte, und daß diese Gaue schon in den genannten Jahren unter Verwaltung fränkischer Grafen (Alberich und Markwart) standen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß hier bereits bei Lebzeiten des Bonifatius (der 755 von den Friesen erschlagen wurde) ein geordnetes Kirchensystem mit Zehntauflage geschaffen war.

3.

Karls des Großen Mission in den Harzlanden.

Im Jahre 768 starb Pipin der Kleine, der mit des Papstes Zustimmung den seiner Macht nicht mehr entsprechenden Hausmeiertitel mit der Königskrone vertauscht hatte, und sein Sohn Karl, in dem das Geschlecht Martells die höchste Blüte erreichte, trat sein Erbe an. Wie der große Karl, sagt Widukind in seinen sächsischen Geschichten, „alte Könige an Tapferkeit übertraf, so zeichnete er sich nicht minder auch durch weise Fürsorge aus. Denn er erwog, weil er zu seiner Zeit seines gleichen an Weisheit nicht hatte, daß sein edles Nachbarvolk von dem leeren Irrglauben nicht durfte befangen bleiben, und betrieb auf alte Weise, wie es auf den wahren Weg geführt werden möchte; teils durch sanfte Ueberredung, teils durch kriegerischen Angriff zwang er sie dazu und erreichte

endlich, wonach er so lange Jahre unablässig gestrebt hatte. Dadurch wurden die, welche einst Bundesgenossen und Freunde der Franken waren, nun Brüder und gleichsam ein Volk durch den christlichen Glauben, wie wir jetzt sehen". Indes die Gewinnung des Sachsenvolkes für das Christentum war weder, wie es nach diesen schönen Worten des Chronisten scheinen könnte, der einzige noch der erste Grund der Sachsenkriege Karls.

Hören wir zunächst einen Zeitgenossen derselben, Einhart (geb. um 770, gest. 840) den Biographen Karls des Großen. Er schreibt: „Es gab kein langwierigeres, schrecklicheres und dem Frankenvolk mühevolleres Unternehmen als das gegen die Sachsen, die — wie fast alle Bewohner Germaniens — sowohl von Natur wild und dem Dämonenkult (dem Götzendienste) ergeben, als auch unserer Religion feindlich, es für kein Unrecht hielten, göttliche und menschliche Gesetze zu verletzen. Es lagen auch Umstände vor, die täglich den Frieden gefährden konnten, nämlich die Grenzverhältnisse zwischen uns und ihnen, indem die Grenzen fast durchweg durch ebene Gegenden liefen, und nur wenige Punkte sich fanden, wo größere Wälder oder dazwischen liegende Bergrücken das beiderseitige Gebiet mit einer festen Grenze bezeichneten. In diesen Grenzbezirken hörte der gegenseitige Mord und Raub und Brand niemals auf. Dadurch wurden die Franken so gereizt, daß sie einen offenen Krieg für nötig hielten. So wurde der Krieg gegen sie unternommen, der auf beiden Seiten mit großer Heftigkeit, doch zum größeren Schaden der Sachsen als der Franken dreißig Jahre lang in einem fortgeführt wurde. Er hätte schneller beendet werden können, wenn es die Treubrückigkeit der Sachsen gelitten hätte. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie, überwunden um Gnade bittend, sich dem Könige ergeben haben, das Befohlene zu thun versprachen, ohne Verzug Geiseln stellten, Gesandte, die zu ihnen geschickt wurden, aufnahmen. Etliche Male waren sie so gebändigt, daß sie sogar versprachen, den Dämonenkult aufzugeben und sich der christlichen Religion zu ergeben: aber wenn sie auch manchmal bereit schienen, dies

zu thun, so waren sie auch gleich wieder bei der Hand, alles umzustößen, so daß man nicht gut sagen kann, zu welchen von beiden Dingen sie geschickter waren, da seit dem Beginn des Krieges kaum ein Jahr verging, wo nicht solcher Wechsel eintrat“.

„Aber die Hochherzigkeit des Königs und sein beharrlicher Sinn in guten und bösen Zeiten konnte durch ihre Unbeständigkeit weder besiegt werden, noch ihn in dem, was er einmal angefangen hatte, müde machen, denn niemals duldete er, daß sie sich etwas ungestraft zu schulden kommen ließen, indem er entweder selbst als Führer oder durch seine Grafen die Treulosigkeit richtete und eine angemessene Strafe ihnen auferlegte“.

Die Feindschaft zwischen Sachsen und Franken war schon recht alt. Bereits im fünften Jahrhundert hatten sich kühne Sachsenstämme der Halbinsel Armorica (s. Bdchn. 2 S. 2) an der Nordküste Galliens bemächtigt und von da wiederholt, freilich vergeblich, weiter nach Süden in das Gebiet der Franken vorzudringen versucht. Und in der sächsischen Stammesheimat war auf die kurze Bundesgenossenschaft, welche den Untergang des Thüringerreiches herbeiführte,*) gar bald ein nur hin und wieder von kurzer Waffenruhe unterbrochener unabsehbarer Kriegszustand gefolgt. Waren durch die Teilung der Thüringer Beute (Bd. 2, S. 11) zuerst nur die südlichsten Sachsenstämme am Harzrande in Abhängigkeit von den Franken geraten, so haben Karlmanns und Pipins Züge (S. 42 ff.) die Grenzen dieser den Franken tribut- und dienstpflichtigen Gebiete allmählich dem Mittelpunkt der Sachsenmacht näher gerückt, ohne aber, soweit nicht das Christentum festen Boden gewann, jenen Landen dauernd Frieden geben zu können.

König Karl trat mit seinen Sachsenkriegen nur in die Fußstapfen seines Vaters und seiner Vorgänger. Gewiß griffen die Sachsen nach Pipins Tode, wie schon früher fast bei jedem Regierungswechsel, von neuem zu den Waffen, um den bedrohlich angewachsenen fränkischen

*) Siehe darüber das 2. Bändchen.

Einfluß zurückzudrängen; und ohne Zweifel richteten sich dabei ihre Angriffe besonders gegen die Missionsstationen der Klöster Fulda und Hersfeld, deren Gründung sie sich nach der großen Niederlage, die ihnen Pipin 753 an der Weser beigebracht hatte, gefallen lassen mußten. Karl erkannte klar und bestimmt, daß er seine Grenzen nicht anders zu schützen und die fränkische Macht nicht anders fester zu gründen vermochte, als wenn er den von seinen Vorfahren eingeschlagenen Weg, einen Gau nach dem andern allmählich zu unterwerfen, verließ und das ganze Sachsenvolf in einem gewaltigen Kriege, der die Entfaltung der vollen Frankenmacht erheischte, für immer sich dienstbar machte. Er erkannte ferner, daß die vielen kleinen sächsischen Republiken, die von einander völlig unabhängig waren, keinen genügenden Damm gegen die immer höher von Osten sich heranwühlende slavische Flut abgeben konnten, daß dieser nur eine alle deutschen Stämme umfassende starke Monarchie für immer Halt zu gebieten vermochte.

Wenn es auch feststeht, daß Karl schon auf seinen ersten Zügen gegen die Sachsen nach dem Vorbilde seines Volkes und seines Oheims christliche Priester zur Unterweisung der Unterworfenen mit sich führte, so gewann er doch erst im weiteren Verlaufe des Krieges die Ueberzeugung, daß nur ein christliches Sachsen sich mit dem Frankenreiche verschmelzen ließ, oder daß nur ein christliches Sachsenvolf einen friedlichen Nachbar und treuen Bundesgenossen abgeben könne; und erst seit dieser Zeit steht ihm die Bekehrung der Sachsen als Hauptzweck im Vordergrund. —

* * *

Der erste Zug Karls berührte die Harzlande nicht. Nachdem im Jahre 772 auf der Reichsversammlung in Worms der Krieg gegen die Sachsen beschlossen war, drang der König in das Gebiet der Westfalen ein, eroberte die Gressburg (beim heutigen Stadtbergen an der Diemel), zerstörte die Irmenul und schloß mit ihnen einen Frieden an der Weser. Ueber die Mission, welche er auf diesem

Zuge betrieb, erzählt der Abt Eigil in seinem Leben Sturms: „Er hatte mit den Dienern der Kirche darüber Rat gehalten und befohlen, daß sie im Gebet Gott um Beistand für das Werk anriefen. Seinem Heere folgten daher eine große Menge Priester, Äbte, Presbyter und Verehrer des orthodoxen Glaubens, damit das Volk, das von Anfang der Welt in den Fesseln der Dämonen lag, durch die heiligen Lehren das milde und sanfte Joch Christi auf sich nähme. Theils durch Krieg, theils durch Ueberredung, theils durch Geschenke bekehrte er den größten Theil des bis dahin unterworfenen Volkes zum christlichen Glauben“.

Daß diese Befehrung mitten im Kriegsgetümmel nur eine sehr oberflächliche sein konnte, ist selbstverständlich; denn da die Priester nur unter dem Schutze der fränkischen Heere missionieren konnten und mit diesen die Gegend wieder verließen, so daß ihnen zur Unterweisung in den Lehren des Christentums nur kurze Zeit zu Gebote stand, so beschränkte sich jene vorerst nur auf die erzwungene, oder durch Ueberredung und Geschenke vermittelte Annahme der Taufe. Allerdings beließ Karl, als er nach dem Friedensschlusse an der Weser gegen den Longobardenkönig Desiderius nach Italien aufbrach, einige Besatzungen in Westfalen; aber die dadurch geschaffenen wenig zahlreichen Stationen vermochten ebenso wenig wie jene Priester das Herz des Volkes mit einem Schlage umzuwandeln und ein lebendiges Christentum zu erwecken.

Während König Karl sich in Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf das Haupt setzte, erhoben sich die von ihm unterworfenen Sachsen, eroberten und zerstörten die Gressburg und verjagten die fränkischen Besatzungen, Beamten und Priester. Die fränkischen Geschichtsschreiber nennen sie deswegen treulos, und es läßt sich ja die Thatfache nicht hinwegleugnen, daß die Sachsen auch später noch oftmals den Eid der Treue, den sie in der Not stets zu leisten bereit waren, ohne jemals die Absicht zu haben, ihn länger zu halten, als Karls Anwesenheit wahrte, ohne Bedenken brachen; aber daneben

darf doch nicht unberücksichtigt bleiben, daß sie in dem Frankenkönige nur den verhaßten Eroberer, den „Unterdrücker ihrer Freiheit“ sahen, und daß diejenigen Sachsen, welche wirklich für das Christentum gewonnen, nicht bloß gewaltsam befehrt waren, sich — wie wir sehen werden — des Treubruchs nicht schuldig machten.

*

*

*

Als sich der König nach seiner Rückkehr aus Italien im Winter 775 in Carisiacum (Chierſi) aufhielt, „beschloß er“ nach dem Berichte Einharts, „das treulose und bundesbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen und nicht zu ruhen, bis sie besiegt und zum Christentum befehrt oder ganz ausgerottet wären. Er setzte über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reiches nach Sachsen. Gleich beim ersten Sturm eroberte er die Feste (Hohen-)Siegburg“ am Zusammenflusse der Lene und Ruhr, dann stellte er die zerstörte Gressburg wieder her, erkämpfte sich durch den Sieg am Brunsberge in der Nähe von Hörter den Uebergang über die Weser und rückte mit einem Teile seines Heeres bis zur Oker vor. Da erkannten die Ostfalen ihre Ohnmacht dem gewaltigen Franken gegenüber. In seinem Lager, das — wie in den späteren Feldzügen — wahrscheinlich bei Ohrum aufgeschlagen war, erschien ihr Herzog Hessi oder Hassi mit den Angesehensten seines Volkes, bot seine Unterwerfung an, stellte Geiseln und schwur den Eid des Gehorsams.

Jedenfalls ließ Karl den erschienenen Ostfalen an der Oker das Evangelium verkünden. Aber daß Hessi sich damals habe taufen lassen, erzählt Einhart nicht ausdrücklich. Vielleicht war er schon vorher dem Christentum zugethan. Hessi, der zuerst im Jahre 770 als Heerführer der Ostfalen genannt wird, hatte große Besitzungen an dem Harze und auf demselben. An seinen Namen erinnert noch der braunschweigische Ort Hessen, der vormals Hessenheim d. i. Wohnsitz Hessis hieß. Mit seiner Unterwerfung und Bekehrung war die Christianisierung der Harzlande um ein bedeutendes Stück vorwärts

gekommen, denn Hessi hat die Treue, welche er 775 an der Oker gelobte, dem Frankenkönige unverbrüchlich gehalten. Im Jahre 777 nahm er am Reichstage in Paderborn teil. Einige Jahre später, 782 oder schon 780, ernannte ihn Karl, weil er ihn in allen Stücken treu erfunden hatte, zum Grafen im Harzgau. Er starb im Jahre 804 und erlebte somit noch das Ende jenes dreißigjährigen Krieges.

Die Geiseln, welche Hessi 775 aus den Edlen, Freien und Laten seines Volkes stellte, ließ Karl, wie alle Geiseln, welche die Sachsenstämme nach und nach ihm übergeben mußten, von Bischöfen und Aebten in fränkischen Landen erziehen und zu Missionsgehilfen ausbilden. Die Befeh- rung ihrer Volksgenossen ward dadurch bedeutend erleich- tert, denn die fränkischen Priester und die angelsächsischen Missionare waren der Landessprache nicht völlig mächtig: als 785 die Westsachsen und deren friesishe Nachbarn sich unterwarfen, knüpften sie die Annahme des Christen- tums an die Bedingung, daß ihnen zum Unterricht ein Lehrer gegeben würde, dessen Sprache sie verstehen könnten. Manche Geiseln gelangten zu hervorragenden Stellungen; so Hathumer, der erste Bischof von Paderborn, und Ebo, Erzbischof von Rheims und später Bischof von Hildesheim.

*

*

*

Hatten die christlichen Priester anfangs das Sachsen- land mit den fränkischen Heeren wieder verlassen, so schritt König Karl bald nach jener Unterwerfung an der Oker zur Einrichtung einer ständigen Predigt. In den Jahren 776 und 777 theilte er nämlich, wie der Abt Eigil berichtet, das Sachsenland „in bischöfliche Parochieen und gab den Dienern des Herrn Macht zum Lehren und zum Tausen. Damals wurde der größte Teil des Volkes und Landes dem Fuldaer Abt Sturm zur Ver- sorgung übergeben. Nachdem dieser die Pflicht der Pre- digt übernommen hatte, wandte er alle Sorgfalt an, so daß er ein nicht geringes Volk dem Herrn gewann. Er lehrte sie durch heilige Reden, daß sie ihre Götzen und Bilder verließen, den christlichen Glauben annahmen, ihre

Tempel zerstörten, die Haine umhieben und Kirchen erbauten". Wenn auch Sturms persönliche Wirksamkeit, der 779 von einem Missionszuge krank zurückkam und noch in demselben Jahre starb, sich vorwiegend auf die seinem Kloster zunächst gelegenen Sachsengaue beschränkt haben wird, so werden doch die von ihm ausgesandten Boten des Evangeliums auch bis in die harzischen Sachsengaue vorgedrungen sein. Da das Missionsgebiet für ein Mutterhaus zu groß war, wurde Westfalen, namentlich die Gegend von Paderborn, nach Sturms Tode davon abgezweigt und dem Bischof Megingoz von Würzburg übertragen. Ostfalen, wo am Südharze die Mönche von Hersfeld auch ferner sich an der Missionsarbeit beteiligten, verblieb also den Nachfolgern Sturms. Als solche standen dem Kloster Fulda und damit der Mission in Ostsachsen zunächst Baugolf (779—802) und Eigil (817—822) vor. Die Gegenden, in denen Fuldaer Missionare arbeiteten, zeigten sich dem Kloster durch Schenkungen und Zuwendungen mancherlei Art dankbar. Auf diese Weise gelangte dasselbe schon sehr früh in Besitz von Gütern und Bezügen zu Förste bei Alfeld, Gandersheim, Einem und Hallendorf im Gau Ostfalen, Gustedt bei Salzgitter, Flöthe und Gleidingen im Verigau (an der Oker), Sonnenberg, Thiede und Timmerlab bei Braunschweig und an vielen anderen Orten.

Zunächst freilich zog sich Fulda durch seine eifrigen Missionsbestrebungen nur Haß und Angriff zu. Im Jahre 778, also noch bei Lebzeiten Sturms, der „mit Predigen und Tausen in Begleitung seiner Presbyter lange zugebracht und in den betreffenden Gegenden hie und da Kirchen errichtet hatte", „wich das verderbte Volk der Sachsen" — wie Eigil schreibt, — „vom christlichen Wege wieder ab, ergab sich wieder dem eitlen Irrtum, kam über die Grenze und ging, alles verwüstend, bis an den Rhein." Nachdem sie die Gegend von Deutz bis zur Mündung der Mosel verheert hatten, nahmen sie ihren Marsch auf das Kloster Fulda, um dasselbe niederzubrennen und die Mönche zu morden. Die Not war groß: schon war ein Teil der Mönche bei Nacht aus dem Kloster

aufgebrochen, um den Leichnam des heil. Bonifatius, der 24 Jahre in Frieden geruht hatte, auf ihren Schültern nach Hamelburg zu flüchten, und die andern bereiteten in Eile alles vor, ihnen zu folgen; da warfen sich die herbeigeeilten Ostfranken und Alamannen den Sachsen entgegen und schlugen sie an der Eder dermaßen auf das Haupt, daß sie in ihre Gaue zurückkehren mußten.

Aber in Westfalen, wo Wittekind den Aufstand leitete, bedurfte es erst des persönlichen Einschreitens des Königs. Von Spanien zurückkehrend, schlug er den Herzog 779 und schaffte dadurch wieder Ruhe.

Die Ostfalen scheinen sich an diesen Kämpfen überhaupt nicht oder doch nur schwach beteiligt zu haben. Als Karl 779 an die Weser gelangte, fanden sie sich schon hier in seinem Lager ein, um sich ihm zu unterwerfen, und der Zug, den der König im folgenden Jahre durch Ostfalen unternahm, scheint ein friedlicher gewesen zu sein.

Karl durchzog 780 ganz Ostfalen und lagerte sich bei Ohrum an der Oker. Hier erschienen vor ihm die Sachsen aus dem Bardengau (diesseit der Elbe) und viele Albingen (aus Holstein), unterwarfen sich dem Frankenkönige und ließen sich zum Zeichen dessen in der Oker taufen. „Wohl mochte Karl, wenn er von jenen Hügeln das bewegte Schauspiel erblickte, glauben, daß die Oker Heidentum und Feindschaft fortspülte, mochte das Land unter Bischöfe und Geistliche in kirchlichen Sprengeln verteilen und sich durch Aushebung zahlreicher Geiseln gesichert halten. Doch es kostete noch zwanzigjähriger Kämpfe, ehe die Sachsen sich an den Verlust ihrer rauhen Freiheit gewöhnen konnten“. (Lünzel).

Noch jetzt zeigt man im Kirchturm zu Ohrum einen sehr alten Taufstein, welcher der Sage nach bei jener Taufe der Sachsen benutzt ist. In der Oker und dem Geröll zu ihren Seiten findet man hin und wieder schmucklose bleierne Kreuzchen, die den Sachsen in der Taufe übergeben, von ihnen aber als Zeichen des ihnen auferlegten fremden Joches in den Fluß geworfen sind.

Als Ort der Taufe wird das „Waddernloch“, eine sumpfige Stelle nahe dem heutigen Bette der veränderlichen Oker, bezeichnet.

*

*

*

In das Jahr 780 legt die Sage auch die Zerstörung des Gözen Krodo auf der Harzburg, wovon ich bereits S. 18 ff. erzählt habe.

Ebenjowenig Glauben verdient folgende von Erwin von der Hardt, Worthalter der freien Reichsstadt Goslar in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erfundene Erzählung: Nachdem König Karl 780 den Herzog Wittekind in der letzten Schlacht besiegt hatte, stellte sich ihm in der Gegend von Goslar der Kelta Oddo von Woldenberg (Graf Otto von Woldenberg) entgegen, ward aber geschlagen und mit 1000 Sachsen gefangen genommen. In der Gefangenschaft bekehrte er sich zum Christentum und überreichte dem Könige folgende Unterwerfungs-urkunde als Gnadengesuch:

„Hilfen maktif Konnid Karelo. Ik tin vanten Oddo pana of thousand vorfaki ten frotten Woudana belta up Artisbarko. So of all men Godmanni of Kriskrekti to Kerstene. All min Sittoma of rekta is in tin will of anda. We bit ti otmode um levens of Fridoms. We will oldena bi Gotto almaktif ten Vater ten Son ten illifen Oft, di of skapen heft, je we nu lernet of an ti us nadit Konnid“.

Das soll heißen:

„Heiliger, mächtiger König Karl. Ich, dein Gefangener, Otto, Kriegsherr über Tausend, verfluche das große Wodansbild auf Hartberge (Harzburg), also auch alle meine Edlen und Kriegsleute, und werden Christen. Alles, was ich besitze, und meine Rechte sind in deinem Willen und Händen. Ich bitte dich fußfällig um Leben und Freiheit. Wir wollen halten bei (an) Gott dem Allmächtigen, dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geist, der uns erschaffen hat, wie wir jetzt unterrichtet sind; auch an dir, unserem gnädigen Könige“.

Karl nahm diese Schrift gnädig entgegen und setzte in lateinischer Sprache folgenden „Gunstbrief“ darunter: „Und wir, Karl, von Gottes Gnaden römischer Kaiser (!), versprechen dem Statthalter Otto und seinen Angehörigen die ganze königliche Gnade, wenn sie dem allmächtigen Gott, uns und dem Reiche Treue bewahren, geben ihnen auch ihre freien Besitzungen und die Verwaltung zurück. Im Jahre des Heils, Jesu Christi, des einigen Sohnes Gottes. 780. Amen.“

Karl setzte Otto nun zu seinem Statthalter in der Gegend von Goslar ein und stellte namentlich das befestigte Lager, welches er bei dieser Stadt anlegte und mit 300 Ratten besetzte, unter seine Obhut. Dieses verteidigte Otto auch tapfer und mit Erfolg, als Hartwacker, Kelta von Scladon (Schladen), dem seine Unterwerfung und die Annahme des Christentums reute, mit 1000 Heuchelchristen dasselbe überfiel. Um den König nicht zu strenger Abndung dieses neuen Aufruhrs zu reizen, ließ Otto die Gefallenen, unter ihnen Hartwacker mit mehr als hundert der Seinen, schnell auf dem Osterfelde bei Goslar einscharren“.

Ich wiederhole, daß an dieser ganzen Erzählung auch nicht ein wahres Wort ist. —

*

*

*

Während König Karl auf seinen früheren Zügen nach Osten nicht über Thrum hinaus gekommen war, überschritt er dieses Mal (780) die Oker und drang, wahrscheinlich von Hessi begleitet, durch die Gegend von Halberstadt bis an die Elbe vor. „An der Stelle, wo die Dra (Ohre) in die Elbe mündet“, erzählt Einhart, „schlug er ein Lager und bemühte sich, sowohl die Angelegenheiten der Sachsen, welche diesseit des Flusses, als die der Slaven, welche jenseits wohnten, in Ordnung zu bringen“. Die Geiseln, welche ihm gestellt werden mußten, sandte er in das Kloster Corbie, „das unter seinem Vetter Adelhard in guter Ordnung blühte“.

Zu Karls Zuge im Jahre 780 berichten die Jahrbücher: „Die Sachsen sagten sich los von ihren Götzen,

beteten den wahren Gott an und glaubten an seine Werke; und zu derselben Zeit erbauten sie auch Kirchen?" Und in der That bezeichnet dieses Jahr für die Bekehrung der Ostfalen in den Harzvorlanden den entscheidenden Wendepunkt. Wie König Karl dieses Mal bedeutend länger, als auf seinen früheren Zügen, in Ostfalen verweilte, und somit die Predigt der ihn begleitenden Priester tiefer gehend und nachhaltiger wirken konnte, so waren auch nie zuvor die Sachsen so zahlreich herzugeströmt, um sich taufen zu lassen. Ohne Zweifel ist hierin neben der mehr und mehr Eingang findenden Ueberzeugung, daß die Sächsengötter dem Gott der Franken gegenüber ohnmächtig waren, die Wirkung zu erkennen, welche das Beispiel der Unterwerfung und Treue ihres früheren Herzogs Hessi, der noch immer in hohem Ansehen stand, notwendig ausüben mußte.

* * *

Da somit die Vorbedingungen für eine kirchliche Organisation vorhanden waren, verteilte der König — wie die Jahrbücher berichten — das Land unter Bischöfe, Presbyter und Aebte, damit sie in demselben taufeten und predigten. Wenngleich freilich ein geordnetes Kirchenwesen sich erst im weiteren Laufe der Jahre gestalten und entwickeln konnte, so ist doch an der Wichtigkeit der Angabe der ältesten Jahrbücher, daß Karl im Jahre 781 dem ersten Märtyrer Stephanus an einem Orte namens Seligenstadt eine Kirche erbaut habe, nicht zu zweifeln, und ebenso wenig daran, daß Seligenstadt mit dem heutigen Osterwieck identisch ist. Ein so bedeutender Ort wie „Saligenstedi“, das bereits im Jahre 902 Münze und Zollgerechtsame besaß und bereits 994 unter den wenigen damals vorhandenen Markttorten der Harzlande genannt wird, kann nicht spurlos verschwunden sein. Osterwieck führt aber nicht nur seit alters den heiligen Stephan zwischen zwei Türmen im Wappen, sondern der sächsische Annalist, welcher zwischen 1133 und 1139 schrieb und als Halberstädter genau orientiert sein mußte, sagt

ausdrücklich, daß „Saligenstädt jetzt gewöhnlich Osterwief genannt“ werde. Wurden damals also beide Namen neben einander gebraucht, so ist aus triftigen Gründen anzunehmen, daß der Name Osterwief der ältere war und, im Volksmunde mit Zähigkeit haftend, nach und nach den mit jener ersten Kirchengründung zusammenhängenden wieder unterdrückte.

Von den Sagen, welche sich an die Erbauung und die Verlegung der Kirche knüpfen, erwähne ich nur eine. Als König Karl den Fürsten des Landes wegen des bequemsten Platzes zur Erbauung einer Kirche um Rat fragte, zeigte ihm dieser den Herdenberg beim Eichwald Jlse und sprach: „Salig is de Stede!“ Davon erhielt der Ort den Namen Seligenstädt. Als aber der Bischof Hildegrim dort die Kirche zu bauen begann, rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: „Osten wief!“ und gehorjam wandte er sich nach Osten, vom Hügel auf die Ebene am Flusse Jlse, und führte hier, in „Osterwief“, die Kirche auf. — Den Herdenberg, den Karl der Große oder der von diesem Beauftragte — wenn jene Sage, wie anzunehmen ist, einen historischen Kern hat — also zum Bauplatz für die erste Kirche erwählte, glaubt man in dem kaum 2 km von Osterwief entfernten Gütchenberge gefunden zu haben, in dessen Namen „Gibich“, ein Beinamen Wuotans, steckt. Auf dem Rücken dieses Höhenzuges steht die sog. Kreuzleiche. „Gewiß ist diese Eiche“, (meint Albert Heinecke) „welche heute vereinsamt in die Lüfte oben auf der weitschauenden Höhe hineinragt, auch noch eine uralte Erinnerung daran, daß dort oben zuerst das Kreuz aufgepflanzt wurde. Wohl werden solche Bäume oft nur als Grenzmale hingestellt in alter Zeit, aber hier scheint der Baum doch mehr zu bedeuten, zumal wenn man erwägt, daß die bekannte Eiche, welche Bonifatius fällte, auch hoch über dem Ufer der Eder stand und weit ins Land hineinschaute. Uebrigens war, was landschaftliche Schönheit betrifft, gerade die Stelle auf dem Herdenberg resp. Gütchenberg von besonderem Reiz, indem man von hier nach Süden den ganzen Harz mit dem Blick auf den Brocken vor sich hatte, nach Osten

aber das Auge in das schöne Thal der Elbe und weit darüber hinaus schweifen konnte“.

Nach jener Sage soll die Kirche auf dem Herdenberge noch während des Baues nach Ostermief, auf welches nun der Name Seligenstadt überging, verlegt sein. Da man in ältester Zeit die Kirchen zunächst, und zwar auch in ihren Fundamenten, nur aus Holz erbaute, so machte solche Verlegung keine großen Schwierigkeiten. War auch der neue Bauplatz vielleicht keine Stätte heidnischer Götterverehrung (Heinicke schließt solches allerdings aus den Namen Hagen und Sonnenklee), so sprach doch für seine Wahl der andere Grundsat, die ersten christlichen Kirchen da zu erbauen, wo das Vorhandensein eines bevölkerteren Ortes das Zusammenströmen einer größeren Volksmenge erwarten ließ.

Wenn auch nicht daran zu zweifeln ist, daß König Karl schon damals, als auf sein Geheiß die erste Kirche in Ostermief entstand, die Errichtung eines Bistums für diesen Teil Ostsachsens in Aussicht genommen hat, so kann doch die Ausführung dieser Absicht frühestens einige Jahre später erfolgt sein. Jedenfalls hat in Ostermief niemals ein Bischof residiert; als Sitz eines solchen durfte nach den Beschlüssen der Synode zu Sandica (s. S. 2), woran Papst Zacharias den heil. Bonifatius erinnerte, nie ein Flecken, sondern nur eine volkreiche Stadt genommen werden, damit der Name eines Bischofs nicht gering geachtet werde. Wohl aber wird bis zur Errichtung eines bischöflichen Stuhles in Halberstadt zunächst von Ostermief aus, etwa von einem Presbyter mit erweiterten Befugnissen, die Mission in dem späteren Halberstädter Sprengel, insbesondere auch die Gründung von Kirchen, geleitet sein. —

*

*

*

Zm J. 782 hielt Karl einen Reichstag an den Quellen der Lippe und ernannte hier Grafen für die Gaue Sachsens. Die friedliche Weiterentwicklung der Christianisierung schien nun gesichert; das Volk verhielt sich überall ruhig. So wagte der König den kühnen Schritt, die Sachsen zum

ersten Male zur Heeresfolge zu entbieten. Galt es doch auch, die Sorben, welche Ostfalen und Thüringen plündernd und raubend durchzogen, in ihr Gebiet zwischen Elbe und Saale zurückzuwerfen. Wohl sammelten sich die sächsischen Heerhaufen auf das Gebot ihrer Grafen, aber von Wittekind zur Widerseßlichkeit aufgehetzt, vernichteten sie (noch im J. 782) das fränkische Heer, an dessen Seite sie gegen die Sorben kämpfen sollten, in der blutigen Schlacht am Berge Süntel. Da eilte Karl selber herbei und hielt im Zorne ein schreckliches Gericht über die Empörer. 4500 derselben ließ er bei Verden (an dem Orte, der jetzt Halsmühlen heißt) hinrichten.

Doch durch Schrecken ließ das nach der alten Freiheit dürstende Volk der Sachsen sich nicht bändigen. Höher als je zuvor schlug im J. 783 die Flamme des Aufruhrs zum Himmel empor; ergrimmt scharten sich namentlich die Westfalen wie ein Mann zum Kampfe der Verzweiflung um ihren Herzog Wittekind. Aber zweimal, bei Detmold und an der Hase, unterlagen sie dem fränkischen Schwerte, und nun zog der König mit Feuer und Schwert durch ganz Sachsenland bis an die Elbe, und gleichsam mit ihm verbündet, überfiel dieses eine so entseßliche Dürre, daß viele Menschen starben. Und trotz alledem, kaum wieder zu Atem gekommen, griff das Volk schon 784 wieder zu den Waffen, und dieses Mal scheint auch unser harziges Ostfalen sich stärker an dem Aufstande beteiligt zu haben. Denn Hessi und seine christlichen Anhänger hatten schwer zu leiden, und Karl nahm seinen Marsch von Thüringen aus durch die östlichen Vorlande des Harzes bis dahin, wo die Saale in die Elbe mündet. „Durch die härtesten Mittel, durch Verweisung aus dem Lande, Einäscherung der Wohnplätze suchte er die Widerstandskraft des Volkes zu brechen und sein Ansehen wieder herzustellen. Er drang bis Staßfurt an der Bode und dann bis Schöningen vor“. (Schumann). Am letztgenannten Orte sollen sich die Ostfalen dem Könige Karl in einem förmlichen Vertrage unterworfen haben, doch ist diese Nachricht sehr unsicher.

Das war der letzte große Aufstand der Sachsen.

Im J. 785 läßt sich der Westfalenherzog Wittetind in Gemeinschaft mit Albion und andern Angesehenen seines Volkes zu Altigny freiwillig taufen, und seitdem fehlte dem noch unfügamen Teile desselben die einheitliche Leitung, die Seele; und alle späteren Auflehnungen sind nur die allmählich schwächer werdenden Zuckungen eines tödlich Getroffenen.

König Karl selbst sah sich, freilich zu früh, am Ziele angekommen. Hatte er schon nach der Dämpfung des Aufstandes dem Papst Hadrian in einem Schreiben für seine Fürbitte gedankt und ihm Geschenke angekündigt, so gut er sie in Sachsen austreiben könne, so ließ er nun nach Wittetinds Taufe durch einen zweiten Gesandten, den Abt Andreas von Luxeil, den Papst um Anordnung eines allgemeinen Dankfestes für den großen Sieg bitten. Und mit Freuden ging Hadrian darauf ein. In seinem Antwortschreiben preist er Gott, daß er die heidnischen Völker zum wahren Glauben bekehre und der Herrschaft Karls unterwerfe, und teilt diesem mit, daß er das allgemeine Dankfest erst auf den 23., 26. und 28. Juni 786 verordnet habe, damit die ganze Christenheit daran teilnehmen könne.

*

*

*

Wie König Karl gewillt war, auch in den Zeiten des Friedens der Kirche sein Schwert zu leihen, damit das Heidentum möglichst bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde, zeigt das Kapitular von Paderborn vom Jahre 785, ein für ganz Sachsen und also auch für den Harz gültiges Gesetz. Es beginnt mit der Bestimmung, daß die christlichen Kirchen in Sachsen höhere und ausgezeichnetere Ehre genießen sollen als früher die heidnischen Heiligtümer, und zählt dann die todeswürdigen Verbrechen auf: Anzündung einer Kirche, gewaltfamer Einbruch in eine Kirche mit Raub und Diebstahl, Ermordung eines Bischofs, Presbyters oder Diakons. Doch sterben soll auch, „wenn einer das heilige 40tägige Fasten aus Mißachtung des Christentums nicht hält und Fleisch ißt“; „wenn einer glaubt, ein Mann oder eine Frau sei

eine Hexe und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch andern zum Essen giebt oder es selbst ißt"; „wenn einer einen Toten mit Feuer verbrennt"; „wer sich im Volk der Sachsen ungetauft verstecken will und nicht zur Taufe kommt und Heide bleiben will"; „wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Weise den bösen Geistern als Opfer darbringt". Wer seine Kinder nicht innerhalb eines Jahres taufen läßt, zahlt als Adliger 120, als Freier 60, als Late 30 Schillinge an den Schatz; wer an Quellen oder unter Bäumen oder in Hainen ein Gelübde thut, oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat als Adliger 60, als Freier 30, als Late 15 Schillinge zu zahlen.

Mußten einige dieser Bestimmungen, z. B. die Androhung der Todesstrafe für Brechen des Fastens, den Sachsen mehr als hart erscheinen, so nahmen sie kaum mit geringerem Widerwillen die Bestimmungen über die Ausstattung der Kirchen und die Leistung des Zehnten auf: „Zu jeder Kirche sollen die zu ihr gehörenden Gaubewohner einen Hof und zwei Hufen Landes geben und auf je 120 Menschen, Adlige, Freie und Laten, sollen sie der Kirche einen Knecht und eine Magd zuteilen; alle sollen den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben". Der Zehnte, den sie, arm und reich, von ihrem ganzen Landbau und ihrer ganzen Viehzucht, von Früchten und Herden zu geben gezwungen wurden, drückte sie in Wahrheit schwerer, als der Tribut (Zins) gethan hatte, von dem der König sie befreite. Vor allem aber betrachteten sie ihn als ein neues Zeichen schmachvoller Knechtschaft und haßten um seinerwillen die Religion, die ihnen solche Last auf die Schultern legte.

Daß manche Bestimmungen des Königs die Ausbreitung des Christentums nicht förderten, sondern erschwerten, wurde schon damals von einsichtigen Fremden der Mission unter den Sachsen erkannt. Vor allem eiferte der Abt Alkuin, der etwa die Stellung eines Ministers beim Könige einnahm, in echt evangelischem Sinne, gegen dessen nicht auf Umwandlung der Herzen

gerichteten Maßnahmen. So schrieb er an den Kammerherrn und Schatzmeister Maginfried: „Drei Dinge müssen zusammenkommen: Die Verkündigung des Glaubens, die Mitteilung der Taufe und die Darstellung der Gebote des Herrn. Ohne das Zusammenkommen dieser drei Stücke kann der Zuhörer nicht zum Heil geführt werden. Der Glaube aber ist etwas Freiwilliges, nicht Erzwungenes. Zur Taufe kann man einen wohl zwingen, aber dies nützt für den Glauben nichts. Der erwachsene Mann muß für sich selbst antworten, was er glaubt oder verlangt, und wenn er auf heuchlerische Weise den Glauben bekennt, kann er das Heil nicht wahrhaft erlangen. Daher müssen die Prediger der Heiden das Volk auf eine freundliche und kluge Weise im Glauben unterrichten. Nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Liebe zum Herrn soll, wie es die Apostel gethan haben, das Evangelium dabei verkündigt werden, wie der Herr selber geboten: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch“. Wenn man es sich so angelegen sein ließe, das sanfte Joch und die leichte Last Christi den hartnäckigen Sachsen zu verkündigen, wie man es sich angelegen sein läßt, den Zehnten von ihnen einzutreiben oder die geringste Uebertretung der auferlegten Satzungen zu strafen, so würden sie vielleicht die Taufe nicht verabschieden“.

Freimütig vertrat er diese Ansicht auch dem Könige selbst gegenüber. Man möge, sagte er ihm, einige Zeit von den Drohungen ablassen, damit die Sachsen nicht in ihrem feindlichen Sinn gegen das fränkische Reich und gegen die christliche Kirche sich verhärten und in irgend einen Vergleich sich einzulassen fürchten möchten, sondern in der Hoffnung erhalten würden, bis sie sich durch heilsamen Rat zum Frieden zurückführen ließen. Er warnt ferner, die Wut der Sachsen aufs äußerste zu reizen und größere Teile der christlichen Kirche durch einen etwaigen erfolgreichen Widerstand der Sachsen in größere Gefahr zu bringen, als der Gewinn für die Kirche betragen würde, wenn die Sachsen christlich würden. Und den Missionaren ruft er zu: „Seid Glaubenszeugen, nicht Zehnteintreiber!“

Dieses Wort weist uns darauf hin, daß es nicht etwa

nur des Königs Bestimmungen und Missionseinrichtungen waren, was den erwünschten Fortgang der Bekehrung des Sachsenvolkes erschwerte, sondern daß auch die mit der Mission und der Ausführung jener Verordnungen Betrauten wohl nicht immer und überall den rechten Weg einschlugen. Denn so gewiß eine große Anzahl von Sachsenmissionaren, von heiliger Begeisterung für Christum und die Ausbreitung seines Reiches getrieben, Blut und Leben für ihren Beruf einsetzte, so müssen wir doch nach jenem Worte Alfuins annehmen, daß manche mehr das Ihre suchten, als das Beste der ihnen befohlenen Gemeinden. Andere, wohlmeinende Sendboten gingen auch im Eifer oft zu rasch und unweise vor, forderten dadurch, daß sie ihre zerstörende Hand an die den Göttern geweihten Stätten legten, ehe sie den Heiden den lebendigen Gott verkündigt hatten, die Wut des Volkes heraus, und vermeinten, den stark und tiefgewurzelten Baum des Heidentums auf den ersten Hieb fällen zu können, wenn sie (wie Lebuin in Markloß) drohten: „Der Frankenkönig wird euer Land angreifen, verwüsten mit Schwert und Brand, eure Weiber und Kinder als Sklaven verteilen und die Zurückbleibenden mit schmachvoller Knechtschaft belasten.“ Auch an unwissenden und im Christentum wenig erfahrenen, an solchen, die in ihrer Anpassung an heidnische Gebräuche zu weit gingen, mag es hie und da auch unter den in Sachsen wirkenden so wenig gefehlt haben wie im übrigen Deutschland. Sagt doch Papst Gregor im J. 732 von den Ostfranken, es gebe dort christliche Priester, welche dem Wodan opferten, an Opferichmäusen teilnahmen und dabei doch die christliche Taufe spendeten; und schreibt doch Papst Zacharias im Jahre 748 auf Grund von Berichten des Bonifatius von Priestern, die den heiligen Göttern Stiere und Böcke opferten und sich bei Totenopfern beteiligten; und taufte doch zu Bonifatius Zeit ein Priester in Bayern: *Baptizo te in nomine patris et filia et spiritu sancta*. d. h.: Ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und heiligen Geist. (Vergl. auch S. 35).

— Erschwert wurde vielen Missionaren auch ihre Arbeit und dadurch deren Erfolg verkümmert, daß sie, wie ich

bereits S. 53 erwähnte, zu den Sachsen nicht in der Sprache derselben reden konnten. Daß es auch in späteren Jahren in dieser Hinsicht noch manches zu bessern gab, geht daraus hervor, daß Kaiser Karl im Jahre 813 auf den Synoden darauf drang, daß allenthalben dem Volke die Predigten in seine Sprache übersetzt würden. —

* * *

Ehe wir uns zu den letzten Ausleihungen der Sachsen wenden, theile ich zunächst die bei den Tausen damals üblichen der bekannten (s. S. 4) Entsagungsformel angehängten Tauffragen in altsächsischer Sprache mit:

Forsachistû diobole? Entjagest du dem Teufel?
 ec forsacho diobole. Ich entjage dem Teufel.
 end allum diobolgelde? Und aller Teufelsgilde?

end ec forsacho allum diobolgelde.

Und ich entjage aller Teufelsgilde.

end allum dioboles uuereum? Und allen Teufelswerken?
 end ec forsacho allum dioboles uuereum (and
 uuordum, Thuner ende Uuôden ende Saxnôte
 ende allum thê m unholdum thê hira genô-
 tas sint).

Und ich entjage allen Teufelswerken (und Worten,
 Denar, Wodan und Sarnot und allen den
 Unholden, die ihre Genossen sind).

Gelobistû in got alamechtigen fader? Glaubst du an
 Gott, den allmächtigen Vater?

Ec gelôbo in got alamechtigen fader. Ich glaube
 an Gott den allmächtigen Vater.

Gelobistû in Crist gotes suno? Glaubst du an Christus,
 Gottes Sohn?

ec gelôbo in Crist gotes suno. Ich glaube an
 Christus, Gottes Sohn.

Gelobistû in hâlogan gast? Glaubst du an den heiligen
 Geist?

ec gelôbo in hâlogan gâst. Ich glaube an den
 heiligen Geist. —

* * *

Wenn sich auch nach dem Jahre 785 die äußerliche Befehung der Ostfalen in den Harzvorlanden verhältnismäßig rasch vollzog — schon 802 konnte das Asylrecht der Kirchen wieder aufgehoben werden — so blieb die Zahl derer, die trotz ihrer Taufe innerlich noch Heiden waren und sein wollten, immerhin noch beträchtlich. Vermochten sie sich auch zu einem einheitlichen Versuche zur Abschüttelung des Frankenjoches nicht mehr aufzuschwingen, so hatten doch ihre Landsleute, welche Christum mit dem Herzen ergriffen, unter ihrem Grolle oft schwer zu leiden. Zur Dämpfung solcher Ausschreitungen und Erhebungen durchzog König Karl wieder in den Jahren 795, 797 und 798 ganz Sachsenland. Von Kämpfen, welche er etwa damals in unsern Gegenden hätte bestehen müssen, wissen die Jahrbücher nichts zu berichten; nur die Ueberlieferung legt einen solchen nach dem wüsten Dorfe Bonkenrode östlich von der Ilse bei Ilzenburg. Wohl aber werden damals, besonders im erstgenannten Jahre, auch in unsern Gegenden viele Namenschristen wieder abgefallen sein, denn manche standhafte Christen sahen sich zur Flucht genötigt, um sich den Bedrängnissen jener zu entziehen.

Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch der freie Sachse Amalung. Da er nicht wie seine Landsleute in das abgeschworene Heidentum zurückfallen mochte, verließ er seine Heimat, das jetzt wüste Dorf Groß-Orden bei Quedlinburg, und ging nach Wolfsanger bei Rassel, welches von Sachsen und Franken gemeinsam bewohnt wurde. „Als er sich aber auch hier nicht halten konnte, wanderte er weiter in den fränkischen Hessengau hinein und gründete sich durch Urbarmachung eines Theiles vom Buchenwalde zu Waldisbecchi zwischen Werra und Fulda eine neue Heimat. Hier lebte und starb er in Abgeschiedenheit, beerbt von seinen drei Söhnen Bennith, Billung und Ruthorhard. Aber sein Fleiß und seine Treue lohnten sich an seinem Hause, dessen Stern hell aufging, zum Glanze des Sachsenstammes mächtig beitrug und noch heute hell leuchtet. Karl der Große bestätigte den Söhnen den Besitz der Schöpfung ihres Vaters im Buchenwalde. Bennith

ward Sachsegraf. Die nächste Geschlechtsfolge bringt zwei Verschwägerungen mit der Ludolf'schen Familie, die folgende zeigt Aebtissinnen, Herzöge und eine Königin. Amalung ist, wie D. von Heinemann nachgewiesen hat, der Stammvater der Billunger, ein Ahnherr der Ludolfinger, Welfen, Askanier und der meisten noch blühenden europäischen Fürsten, vor allem aber auch unseres erlauchten kaiserlichen Hauses. (Gustav Brecht).

(Nach dem Tode Ruthards schenkten die Brüder Billung und Bennith ihre Güter im Dorfe „Orda“ des Harzgaues dem Kloster Fulda). —

*

*

*

Der alte Herzog Hessi, der seinem himmlischen wie seinem irdischen Könige die einmal beschworene Treue unverbrüchlich hielt, scheint bei jenen gegen die Christen gerichteten Erhebungen im Lande geblieben zu sein. „Aber der alte Krieger wurde grau, und da ihm sein einziger Sohn in der Blüte der Jahre starb, verteilte er seine reichen Besitzungen an seine Töchter, um unter dem Mönchsgewande Christo als Streiter zu dienen. Sein Nachfolger im Grafenamte wurde wahrscheinlich sein Schwiegersohn Unwan, der Hess's älteste Tochter Gisla heimgeführt hatte. Ihren treuen Händen konnte der greise Hessi die Fürsorge auch für die junge Harzkirche überlassen, er wandte sich in den Buchwald und wurde im Kloster zu Fulda Mönch, wo er kurz nach dem Abschluß des Selzer Friedens (803), der endlich ganz Sachsen den Segnungen des Evangeliums erschloß, im Jahre 804 selig entschlafen ist“. (Schumann).

Mag zu Selz ein förmlicher Friedensvertrag zwischen Karl dem Großen und den Sachsen geschlossen sein oder nicht, jedenfalls ruhten seit jener Zeit die Waffen, und in die gesegneten Sachsenlande, in denen seit drei Jahrzehnten das wildeste Kampfgetöse mit der beängstigenden Ruhe eines Kirchhofes in steter Wiederkehr gewechselt hatte, konnte nun allmählich der Frieden einziehen, den das Evangelium denen bringt, die es aufnehmen.

Daß die Harzgegenden unter den Sächsenkriegen Karls des Großen nicht so schwer zu leiden hatten wie Westfalen und andere Teile Sachsens; daß hier kein Blutgericht wie dort zu Verden gehalten zu werden brauchte; daß hier jedermann auf seiner ererbten Hufe ungestört sitzen blieb, als 10 000 freie Männer und mehr mit Weib und Kind aus dem Bremischen und aus Holstein nach Brabant und Flandern verpflanzt wurden: das verdankt der Harz vor allem dem treuen und weitsichtigen Hessi. Und das Bild des „Schwertapostels“ Karls des Großen — mag unser Herz noch so laut und warm für unsere freiheitsliebenden Vorfahren schlagen — steht vor unsern Augen doch nicht nur in den Farben von Blut und Eisen; ist uns seine Weise, Mission zu treiben, auch durchaus unsympathisch, so verstehen wir doch wenigstens und können es nachfühlen, wie der sächsische Dichter ausrufen kann: „O die hochgelobte Gnade Gottes, welche das ganze Menschengeschlecht retten will. Sie gab, da sie erkannt, daß dieses Volkes Sinn nicht anders bewegt werden konnte, das rauhe Wesen abzulegen und sich unter das sanfte Joch Christi zu beugen, diesem Volke den König Karl als einen solchen Lehrer des Glaubens, welcher durch Krieg zwang, die er aus gütlicher Vorstellung nicht leiten konnte, und führte sie so auch wider ihren Willen zum Heil“.

„He beferde

De harden Sassen mitdeme swerde,
De nu (nie) fan predigeren munde
Erweiked werden kunden“.

4.

Der Ausbau der Kirchen in den Harzlanden.
Die Gründung von Bistümern.

Das Jahr der Errichtung des Bistums in Halberstadt, welches Osterwieke an Bedeutung übertraf und darum geeigneter zum Bischofssitze war als dieses, ist nicht genau bekannt. Doch läßt es sich wenigstens annähernd bestimmen.

Der erste Bischof der neuen Diözese war Hildegrim, der aus einem der edelsten Geschlechter Frieslands stammte. Schon sein Großvater Wursing hatte sich mit seiner ganzen Familie taufen lassen. Das Gut desselben, Svahsna bei Utrecht, das ihm Karl Martell verliehen hatte, um der Mission in Utrecht einen kräftigen Schirmherrn zu geben, war die Herberge aller aus England eintreffenden Glaubensboten, und namentlich gingen Willibrord und Wynfrith (Bonifatius) als Hausfreunde dort aus und ein. Von seinen beiden Söhnen, die dem Vater in Edelsinn und Glaubenseifer glichen, erbte Nothgrim jenes, Thiatgrim das Gut Wierum bei Doctum. Dieser hatte mit seiner Gemahlin Liaburg zwei Söhne, Liudger und Hildegrim, und die beiden Töchter Mechtild und Gerburg.

Von Liaburg erzählt Alfried in seiner Lebensbeschreibung Liudgers folgende Geschichte, welche so charakteristische Züge für jene Zeit enthält, daß sie hier wiedererzählt zu werden einen Anspruch machen darf. Liaburg hatte eine Großmutter, die eine geschworene Feindin des Christentums war. Als Liaburg geboren wurde, beauftragte sie, wütend darüber, daß sie sich in ihrer Hoffnung auf einen Großsohn getäuscht sah, ihre Diener, das Mädchen der Mutter sofort aus den Armen zu reißen und zu töten. Nach heidnischer Anschauung durfte nämlich ein Kind nur getötet werden, wenn es noch keine Speise zu sich genommen hatte. (Vergl. S. 25). Schon trug einer der Knechte dasselbe zu einem Wasserbottich, um es zu ertränken; aber dies wollte ihm nicht sogleich gelingen, denn das Mägdlein hielt sich mit seinen Händchen am Rande des Gefäßes fest. Eine Nachbarin, welche das sah, entriß, von Mitleid ergriffen, das Kind der rohen Hand, eilte mit ihm in ihr Haus, verschloß die Thür und strich ihm etwas Honig in den Mund. Und als jetzt die Schergen mit Gewalt eindringen, zeigte sie ihnen, wie das Kind die Lippen befeuchte. So durften sie den bösen Anschlag nicht mehr ausführen. Die gute Nachbarin behielt das Mädchen heimlich bei sich und zog es, wie wir sagen würden, mit der Flasche auf, — damals diente als solche ein Horn. Die Mutter schickte ihr heimlich,

was das Kind nötig hatte, doch durfte sie es erst nach dem Tode ihrer bösen Schwiegermutter, die als Wütende das ganze Haus beherrschte, zu sich nehmen.

Beide Söhne Thiatgrims und der Bialburg sind nun für die Harzlande von Bedeutung. Lindger, der ältere, wurde von seinen Eltern, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, dem Abt Gregor in Utrecht, einem Schüler des Bonifatius, zur Erziehung übergeben und war dann von 765—772 in England, um unter Alkuin seine Studien fortzusetzen. So trat er 775 wohl ausgerüstet in den Dienst der Mission in Nordfriesland. Durch den sächsischen Aufstand 782 von dort vertrieben, ging er in Begleitung seines Bruders Hildegrim, der — um 748 geboren — als sein Schüler bezeichnet wird, auf 2½ Jahre nach Rom und wurde nach seiner Rückkehr vom Könige Karl zum Bischofe für Westsachsen und die angrenzenden friesischen Gaue ernannt. Hier wirkte er mit großem Erfolge: sogar die Bewohner der nach ihrem Götzen damals Fosetesland genannten Insel Helgoland gewann er für das Christentum. Dem Sachsenlande kam seine Thätigkeit besonders von da an zu gute, als er auf Karls des Großen Veranlassung seinen Sitz nach dem damals Mimigardesford genannten Münster in Westfalen verlegte. Im Jahre 797 gründete er das Kloster Werethina d. i. Werden an der Ruhr, und dieses wurde, wenn Tradition und Sage recht berichten, der Ausgangspunkt für eine segensreiche Mission in den nördlichen Harzvorlanden.

Im Jahre 798 soll er Karl den Großen auf einem Feldzuge gegen die östlichen Sachsen begleitet und u. a. bei der heutigen Stadt Helmstedt gepredigt haben. Etwa ein Kilometer westlich von Helmstedt liegen auf dem St. Annen- oder Korneliusberge, einer unbedeutenden Anhöhe mit herrlicher Aussicht, zwei etwa 200 Schritt von einander entfernte Steinaufhäufungen von riesigen Blöcken alten Quarzits, die sog. Lübbensteine. Sie sind, da ein äußerer und ein innerer Steinkreis und die Deckplatten der Grabkammern als solche nachgemiesen werden können, als alte germanische Steingräber anzusehen. Hier, in einer

von den Steinen etwas abwärts gelegenen Niederung, soll damals Liudger zuerst sein Kreuz aufgerichtet und den Ummwohnern, welche auf jenen ihrem Wodan Menschenopfer darbrachten, das Evangelium verkündigt und dann die Neubefehrten an der Liudgeriquelle im August 798 getauft haben.

Im Jahre 802, so fährt die Ueberlieferung fort, erschien Liudger, dieses Mal von seinem Bruder Hildegim begleitet, wieder bei Helmstedt und gründete bei der kleinen Petrikapelle, die er 798 errichtet und mit einem Priester versehen hatte, ein Kloster und bestimmte, daß dieses für alle Zeiten eng mit dem Kloster Werden verbunden und sogar dem Oberhaupte desselben unterstellt sein sollte.

Altfrieds Lebensbeschreibung des heil. Liudger berichtet nun freilich nichts über eine Mission desselben unter den Ostfalen. Dennoch wird die sächsische Ueberlieferung, wenn auch Liudgers persönliche Anwesenheit in den nördlichen Harzvorlanden nicht als feststehend anzusehen ist, wenigstens soweit recht haben, daß das Kloster Werden von dem von ihm gegründeten und mit ihm verbundenen Kloster Helmstedt aus Mission betrieb, und daß diese Thätigkeit schon zur Zeit Liudgers oder doch von dessen unmittelbaren Schülern aufgenommen wurde. Denn nicht nur wäre sonst die völlige Uebereinstimmung der Ueberlieferung, welche bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts (auf Thietmar von Merseburg) zurückreicht, mehr als auffällig, sondern auch die geschichtlich feststehende enge Verbindung der beiden Klöster, deren Insassen seit ältester Zeit nur einen Konvent bildeten, geradezu unerklärlich. Dazu kommt, daß — abgesehen von dem Liudgerikloster bei Helmstedt — eine ganze Reihe von Kirchen jenseit der Oker den heil. Liudger zu ihrem Patron haben: Alleringersleben, Rhode bei Fallerleben, Rizardingerode, Halberstadt (Kapelle und Vikarie am Dom). Vergl. S. 37.

Nach Liudgers Tode im Jahre 809 übernahm sein Bruder Hildegim die durch Personalunion des Abtes vereinigten Klöster Werden und Helmstedt und damit die Leitung der Mission in dem östlich der Oker gelegenen Teile Ostfalens. Schon bei seinem Besuche in Rom vom

Papste Hadrian zum Bischof ausersehen, war ihm von Karl dem Großen (nach französischen Quellen im Jahre 804) das Bistum in Châlons in Frankreich übertragen. Fest, nach dem Tode seines Bruders, wurde für ihn das Bistum Halberstadt gegründet, und zwar ist das Jahr 809, seit welchem er (nach den zuverlässigen französischen Quellen) nach Châlons nicht wieder zurückkehrte, als das Gründungsjahr unseres harrischen Bistums Halberstadt anzusehen.

Dem ersten Bischof Hildegim, dem Erbauer des Doms in Halberstadt, giebt die Halberstädter Chronik folgendes schöne Zeugnis: „Der heilige*) Hildegim, ein würdiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, trug getreulich des Tages Last und Hitze und besorgte die ihm in seiner Parochie anvertrauten kirchlichen Angelegenheiten in gebührender Weise. 35 Dorfkirchen hat er während seiner bischöflichen Verwaltung errichtet, außerdem die Kirche, welche von seinem Bruder, dem heil. Bischof Linder angefangen war (?), vollendet, die der größeren Kirche in der Stadt angebaut war und die er zur Ehre der seligen Märtyrer Johannes und Paulus weihte. Das ihm aufgelegte Amt verwaltete er gewissenhaft, mit Rechtchaffenheit und Liebe zu Gott und dem Nächsten, mit einer Freigiebigkeit, die über seine Kräfte ging, ja mit den Waffen jeglicher Tugenden ausgerüstet, als ein tapferer Streiter Christi über den bösen Feind allzeit triumphierend“.

Welches jene 35 Kirchen sind, ist im einzelnen nicht mehr nachzuweisen. Man sieht als solche an: Markt Alvensleben, Mischersleben, Eichenrode, Hadmersleben, Mischersleben, Schöningen, Schöppensedt, Seehausen, Wanzleben und die dem Märtyrer Stephan, dem Stiftpatron, geweihten Archidiaconatkirchen in Osterwief, Helmstedt, Groß-Ottersleben, Calbe a. d. Saale, Langenweddingen. Jedenfalls haben die an den alten Wallstätten der Gaue errichteten, die späteren Archidiaconatkirchen,

*) Von einer Heiligpredichung desselben seitens der Kirche ist auch im Kloster Châlons nichts bekannt. (Albert Reinde).

auch wenn St. Stephan nicht ihr Schutzpatron ist, den ersten Anspruch auf hohes Alter.

Eine der alten Chroniken hat die Sage — die aber nichts weiter als solche ist — aufbewahrt, Bischof Hildegim habe am Osterabend 781 den Stammvater der Herzoge von Anhalt, den fünften edlen Herrn von Aschersleben, Namens Beringer, angeblich Witttekind's Schwager, zu Halberstadt getauft und ihm nach seinem Taufpaten Karl dem Großen den Namen Karl beigelegt.

„Wie Lindger widmete Hildegim seine Muße der Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Eine Handschrift von seiner Hand in der Klosterbibliothek zu Werden, die Homilien des heil. Gregor von Utrecht über den Propheten Ezechiel, giebt noch Zeugnis von seinem stillen Fleiße“. (Schumann). Er starb am 19. Juni 827 und wurde in Werden begraben.

*

*

*

Für Ostfalen westlich des Flusses Oker wurde das Bistum Hildesheim gegründet.

Wie die Anfänge des Bistums Halberstadt nach Ostermief (Seligenstadt), so werden die ersten Anfänge des Bistums Hildesheim nach Elze verlegt. An diesem an der Saalemündung gelegenen Orte, bis wohin die Leine in ältester Zeit mit flachgehenden Booten befahren werden konnte, und wohin friesische Schiffer Tuch und andere Waren brachten, die dann auf der bei Brüggen den Fluß überschreitenden Straße weiter in das Land geführt wurden, soll Karl der Große häufig Hof gehalten haben. Doch wird diese Sage durch nichts unterstützt. Es befand sich hier nicht einmal ein Königshof; der Name „Aulica“ ist nicht auf einen Palast (aula) zurückzuführen; die ältere Namensform Alicga bezeichnet vielmehr das Gebiet eines Mannes namens Alic oder Allich.

Der sächsische Annalist behauptet nun auf Grund einer älteren Erzählung, Karl habe Elze zum Bischofssitz ausersehen und selbst den ersten Stein zur Kirche gelegt und diese, als das Erstlingsopfer Sachsens und des erlangten Obsiegs dem Träger des Himmelschlüssels, dem heil.

Petrus, geweiht, den Bau gefördert und Priester ange-
setzt, sei aber an der Vollendung durch andere Beschäftigung
und den Mangel an Grundstücken in jener Gegend behindert
gewesen. Sein Sohn Ludwig, der sich gleichfalls in Elze
aufgehalten, habe dann (814 oder 815) die Verlegung des
unvollendeten Bistums nach (dem mehr in der Mitte der
Diözese belegenen) Hildesheim beschlossen und 818 aus-
geführt.

Nach der Legende wurde Ludwig dazu durch ein
Wunder veranlaßt. Einst kam er auf der Jagd, welche
er von Elze aus unternahm, in die Gegend, in der jetzt
Hildesheim liegt. Hier in der Wildnis machte er Rast
und ließ eine Messe lesen. Bei der Rückkehr vergaß der
Kaplan die heiligen Gefäße mitzunehmen, welche er an
einem Baume aufgehängt hatte. Erst in Elze wurde er
seiner Unachtsamkeit gewahr und eilte zurück, um das
Bergeffene, darunter wertvolle Reliquien der Jungfrau
Maria, zu holen. Aber inzwischen waren diese mit dem
vom reinsten Quell umflossenen Baume unlösbar ver-
wachsen, und als der herbeigerufene Kaiser dieses Wunder
anzuschauen kam, lag rings um den Baum, soweit sich
später die Kirche erstreckte, „hilliger Schnee“.

Ist der Versuch, den diese Legende in Erklärung des
Namens Hildesheim nebenbei macht, als ein verunglückter
zu bezeichnen, und dieser entweder als Heim (Wohnsitz)
eines Mannes Hiltina (niederländisch Hildene), oder als
Wohnsitz im Hügelthale (Hil = Hügel, Dene = Wald-
thal) zu deuten, so darf uns jene Legende auch nicht zu
der Vorstellung verleiten, daß die nächste Umgebung des
neuen Bischofssitzes anfänglich menschenleer gewesen sei.
Nicht nur eignet die Endung heim*) nur sehr alten
Niedertassungen, wie denn auch der Silberfund am Gall-
berge auf frühe Bevölkerung dieser Gegend hinweist,
sondern in Gemäßheit des bereits mehrfach erwähnten
Beschlusses des Konzils von Sardica (347) wurden ja
für Bischofssitze niemals Einöden, sondern Plätze aus-
gewählt, wo Auhau und menschlicher Verkehr waren.

*) Vergl. Bändchen 2 S. 15.

Es muß deshalb als sicher angenommen werden, daß Ludwig der Fromme die Kirche in der Nähe eines ansehnlichen Dorfes erbaute; und ohne Zweifel bezeichnet die nördlich an die Stadt grenzende Feldmark „dat ole Dorp“ die Stätte desselben und der ursprünglichen Hauptmahlstatt des Ostfalengaus. Weist doch auch der Name Gallberg, d. i. Gözenberg, auf eine heidnische Opferstätte hin.

Die Stätte, auf welche Ludwig das Stift verpflanzte, war für ihren Zweck sehr wohl gelegen. Kirche und Bischofssitz erhoben sich auf dem Hügel, der das rechte Ufer der Innerste begleitet. Achtung gebietend schaute von dort die Kathedrale in das Thal. Zum Teil von der damals fischreichen Innerste, zum Teil von der Treibe, einem Bache, umflossen, im Westen durch einen Sumpf, die spätere Venedig oder Venilje, gesichert, entbehrte der Raum nur im Norden der natürlichen Befestigung. „Es scheint“, sagt Lünzel, „daß schon die ursprüngliche Anlage durch die Vertlichkeit und den Zweck möglicher Sicherung bestimmt wurde, daß der Herrenhof schon befestigt an die Kirche überging. Daß eine Befestigung im zehnten Jahrhundert bestanden habe, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß Otto I. im Jahre 938 den aufrührerischen Eberhard von Franken nach Hildesheim in die Verbannung schickte. Endlich bezeichnet auch der Geschichtsschreiber Widukind den Ort bei Erzählung des Vorganges als Burg (urbs)“. Neben dem Münster und den Wohnungen der Stiftsgeistlichen, welche schon der erste Bischof Günther erbaute, siedelten sich Freie und Unfreie an, teils von der größeren Sicherheit, welche die Mauern boten, teils von dem Handel und Verkehr, der sich hier entwickelte, angezogen.

Doch wir können von jener Legende so noch nicht scheiden. An den Chor des herrlichen Domes*) grenzt im Osten der auf den andern Seiten vom Kreuzgange umschlossene Friedhof, dessen Mitte die im Jahre 1331 vom Bischof Otto II. (Grafen von Woldenberg) gestiftete

*) Lies über diesen meinen Aufsatz „Hildesheim“ in Joh. Meier's „Provinz Hannover“ S. 654 ff.

S. Annenkapelle einnimmt. An der Apfisis (dem Halbrund) des Chors, welche in den Friedhof hineingreift, steht der sog. tausendjährige Rosenstock, eine Hagebutte (*rosa canina*). Die Sage hält ihn für den nämlichen, an dem Ludwigs des Frommen Kaplan sein Reliquiar wiederfand. Ohne Zweifel ist er der älteste bekannte Strauch. Bischof Hezilo (1054—1079) leitete ihn, wie geschichtlich nachzuweisen ist, an der Giebelmauer des Chores hinauf, und als diesem später das Halbrund angefügt wurde, führte man den Stamm, dessen Wurzel seit alters in einem überwölbten Behältnis geborgen ist, in einem Kanal durch die Apfisismauer nach außen. „Vielleicht schlug der gewaltige, knorrige Stamm, der mindestens 25 cm stark ist und eine Höhe von etwa 6 m erreicht — seine Breite ist noch bedeutender — welchem seit länger als einem Jahrtausend blühende Rosen entsprossen, hier schon seine Wurzeln, als noch in sächsischen Landen Heidentum und Christentum um den Sieg rangen. Ja, der Strauch mochte bereits grünen und blühen, als diesen Grund noch Eichen beschatteten, unter deren Säulen und Rauschen man in Andacht des großen Wuotan gedachte, und Elen und Wisent mochten über diesen Boden hinrasen, der jetzt, durch den Kreuzgang und die Mauern des Münsters gänzlich abgeschlossen gegen den Lärm des Lebens, den Gebeinen längst Voraufgegangener den ruhigsten Frieden bewahrt. Von der ungewöhnlichen Lebenskraft des merkwürdigen Strauches, der durch die umliegenden hohen Gebäude allerdings gegen die Ungunst des Wetters gut geschützt ist, zeugt, daß derselbe noch vor einigen Jahren zwei starke neue Zweige aus der Wurzel trieb, die bereits eine erhebliche Höhe erreicht haben. Die feierliche Ruhe des Friedhofs wird erhöht durch das Geflüster des Rosenstockes und des wilden Weins, der sich zu den mannigfach verzierten Säulen des Domkreuzganges aufrankt; selbst das Gezweitscher der das Laub durchhüpfenden Vögel klingt gedämpft, gleich als habe auch sie der heilige Schauer des Orts erfasst.“ (K. Seifart.)

Der erste Bischof von Hildesheim, Gunthar oder

Günther, war vorher Kanzler der Kirche zu Rheims und soll Karl den Großen auf einem seiner Sachsenkriege begleitet haben. Er starb im Jahre 834. Nach dem Tode seines Nachfolgers Rembert, der nur sieben Monate seine Würde bekleidete, verwaltete der seines Amtes entsetzte Erzbischof Ebo von Rheims das Bistum Hildesheim.

* * *

Schon sehr früh wurden den Bischöfen die Archidiaconen als Gehülften beigegeben, denn schon 805 verbot eine Verordnung Karls des Großen den Laien die Uebernahme eines solchen Amtes. Der Aufsichtsbezirk eines Archidiacons, Bann genannt, umfaßte in der Regel nicht einen ganzen Gau, sondern nur eine Unterabteilung eines solchen, hier Go, dort Cent genannt. Die Archidiaconatskirchen, nächst der bischöflichen Mutterkirche die ältesten, wurden fast ohne Ausnahme neben den alten Markstätten des Volksgerichts, wohin das Volk zusammenzukommen gewohnt war, errichtet, so daß dadurch dem Archidiacon auch das Zusammenwirken mit dem Grafen erleichtert wurde. Von den Archidiaconatskirchen ging man dann planmäßig mit der Gründung neuer Gotteshäuser vor. Die meisten derselben waren Kapellen, in denen die Sakramente nicht gespendet werden durften. Auch mit den Beerdigungen waren die Eingefessenen der Kapellendörfer an die Mutterkirche gewiesen. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte bekam dann allmählich die Mehrzahl derselben das volle Pfarrrecht einschließlich selbst des Taufrechts, doch blieben die Pfarrangehörigen dieser „Kirchen dritter Abstammung“ verpflichtet, die Synoden der Mutterkirche zu besuchen und dieser bei Bau und Besserung zu Hilfe zu kommen.

Im Hildesheimischen waren die Archidiaconen, meistens Mitglieder des Domkapitels, verpflichtet, dreimal im Jahre ihre Synoden zu besuchen und dabei wenigstens einmal vor der Zusammenkunft des Volkes die Geistlichen mit Sorgfalt zu visitieren.

Die Synode oder „der Send“ war ein geistliches Gericht, welches geistliche Vergehen mit Bußen belegte. Wie der Graf Schöffen im weltlichen Gerichte zuzog, so ließ im Sende der voritzende Archidiacon das Urtheil von „Sendschöffen“ finden; das Erkenntnis stand ihm zu. Zu den Synoden hatten sich nicht nur die Pfarrer, sondern alle Mitglieder der Kirchengemeinden des Bannes mit Ausnahme nur der Schöffenbarfreien einzufinden. Letztere waren nur für des Bischofs Synode „sendpflichtig.“ —

In die Harzlande theilten sich die drei Bistümer Mainz, Halberstadt und Hildesheim.

In die Diözese Mainz gehörte der Theil des Harzes, welcher schon vor den Sachsenkriegen Karls des Großen christlich gewesen war. Doch mußte sie Friesenfeld-Hassegau und die alten Missionsstationen im südlichen Schwabengau an die neue Diözese Halberstadt abgeben. Es blieben ihr also

der von Thüringern bewohnte Helmegau, der mittlere Theil des Südharzes, mit den Bannen Ober-Berga (darin Sachsa, Ellrich, Nordhausen), Unter-Berga (darin Stollberg und Roßla) und Großweßungen; und

der von Engern bewohnte Lisgau, welcher fast das ganze Fürstentum Grubenhagen (mit Lauterberg, Herzberg, Osterode, dem Theile des Oberharzes, in dem die Städte Andreasberg, Altenau, Klausthal entstanden), das untere Eichsfeld und vom Herzogtum Braunschweig das alte Amt Staufenburg (mit Gittelde und dem Theile des Oberharzes, in dem die Städte Zellerfeld, Wildemann und Grund entstanden) umfaßte. Das ganze Harzgebiet dieses großen Gaues gehörte zu dem dem Archidiacon in Nörten unterstellten Erzpriesterbezirke Verfa. —

Die beiden neuen Diözesen erstreckten sich nur über ostfalenische Gaue.

Zu der sehr umfangreichen Diözese Halberstadt, welche in 37 Banne eingetheilt wurde, gehörten

der Gau Friesenfeld mit dem Banne Caldeborn (Sangerhausen, Wippra);

der Hasselgau mit den Bannen Gisleben (Mansfeld, Leimbach) und Ostbann;

der Schwabengau, in welchen der südliche Teil des Fürstentums Blankenburg (mit Hasselfelde und Stiege) und des Stifts Quedlinburg, die nördlichen Stücke der Grafschaften Stolberg und Kößla, das Harzgebiet des Herzogtums Anhalt und der zwischen diesem und Friesenfeld-Hasselgau liegende Teil der Provinz Sachsen mit den Städten Hettstedt, Ermsleben und Mchersleben gehören; sein Harzbezirk bildete die Banne Harzbann, Mchersleben und Unterwiederstadt;

der Harzgau (Brockengebiet, Elbingerode, Harzburg, die nördliche Hälfte des Fürstentums Blankenburg, Benneckenstein, Grafschaft Wernigerode, Quedlinburg) mit den Bannen Osterwieck, Kaltenborn, Ugleben usw.;

und der Derlingau (Harlingerode, Wiedelah, die Oker im Osten entlang) mit dem Banne Westerode.

In die Diözese Hildesheim gehören die harzischen Gaue:

Ambergau mit den Bannen Seejen, Bockenem und Holle;

Wenzigau (Denjigau) mit den Bannen Ostharingen und Stadt Goslar;

und Lerigau (Petersstift vor Goslar, Wöltingerode, Herlingsberg, Schladen) mit dem Banne Neuenkirchen.

Der Grenzpunkt, an dem die drei Diözesen zusammenstoßen, liegt an der Oker unterhalb Gemfenthals im Oberharze. Da ich von hier ab die Grenze zwischen Mainz und Hildesheim bereits S. 39 beschrieben habe, so bedarfs nur noch einer Bezeichnung der Westgrenze von Halberstadt. Diese steigt bis Rohmkerhalle in der Oker hinauf, schlägt hier, der Rohmke folgend, einen Bogen nach rechts um den Ahrensberg herum, folgt wieder der Oker bis zur Mündung der Kalbe, ersteigt in dieser das Brockensfeld beim Torfhaufe und folgt von da bis zum Kapellenbleek in der Mitte zwischen Andreasberg und Hohegeiß dem Heidenstiege, der verfallenen alten Straße. Von dieser wüsten Kapelle hält sie dann im allgemeinen ost-südöstliche Richtung und tritt bei Lei-

nungen in die Goldene Aue, um bald darauf der Kleinen Helme und der Unstrut zu folgen.

* * *

5.

Der Aufstand der Stellinge.

Etwa zwei bis drei Jahrzehnt nach der Gründung der Bistümer Halberstadt und Hildesheim war das Christentum herrschend in ganz Sachsen. Wurden doch im Jahre 836 bei der Ueberführung der Reliquien des heil. Vitus nach Corvey die damit beauftragten Priester und Mönche von immer stärker anschwellenden Sachsencharen durch das Land geleitet, so daß bei ihrer Ankunft das Weserthal eine Meile weit von den Zelten und Lagerstätten der andächtigen Menge bedeckt war. Daß also, von der Unterjochung an gerechnet, schon die zweite Generation dem Christentum mit vollem Bewußtsein freiwillig zugethan war, ist gewiß zu nicht geringem Teile dem Umstande zuzuschreiben, daß die in Sachsen gegründeten Klosterschulen zu Werden-Helmstedt und zu Corvey an der Weser die Sachsenkirche mit Geistlichen aus sächsischem Geblüt versorgten, unter denen die Söhne der edelsten Geschlechter nicht fehlten.

Indes — mag es in manchen Teilen Sachsens besser gestanden haben — in den ostfalsenschen Harzlanden gab es damals und selbst noch einige Jahrzehnte später doch noch eine sehr große Anzahl heimlicher Heiden. Bei Quedlinburg hat man eine Urne aufgefunden, die neben Aschenresten ein Marienbild enthielt, ein Beweis, daß eine äußerlich christliche Familie trotz der darauf gesetzten Todesstrafe die Leichen der Ihren noch nach heidnischer Weise verbrannte. Und Graf Bernhard von Blankenburg warnt die heil. Liutburg, welche um 870 hochbetagt starb: „Warum willst du dir den Tod vor der von Gott gesetzten Zeit zuziehen? Das thust du aber, wenn du auf deinen nächtlichen Wanderungen (zu den Kirchen) dich den Gefahren unter den umherschweifenden Heiden und falschen

Christen und der Gefahr, von wilden Tieren zerrissen zu werden, aussetzt." Ist die Annahme zu gewagt, daß die Heiden, denen sie in der Nacht begegnen konnte, auf dem Wege zu ihren Opferstätten waren? An den Orten, wo ihre Väter den Göttern einst gedient hatten, durften sie bei der drohend über ihnen schwebenden Todesstrafe sich zu versammeln nicht wagen; sie lagen inmitten bewohnter Gegenden und trugen vielfach christliche Kirchen. Aber bot nicht das innere Gebirge in seiner Einöde ebenso geeignete, von der Natur ausgezeichnete Opferplätze, wo kein Späher sie zu belauschen, kein Graf den Gözendienst zu ahnden vermochte?

Freilich der Brocken ist eine solche Opferstätte auch damals nicht gewesen. An ihn knüpft sich keine Mythe von Unholdenversammlungen, und in seiner Nachbarschaft wurde zur Zeit der Hexenprozesse bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts keine Angeklagte auf die Hexenjahrt nach dem Brocken torquiert; und den Namen Blockberg, wohin z. B. das Lübecker Gebetbuch von 1485 die Hexen reiten läßt, trug unser höchster Berggipfel damals noch nicht, wie ihn denn noch heute seine nächsten Anwohner (im Wernigerodeschen, auf dem Oberharze) niemals so bezeichnen; vielmehr zieht sich eine ganze Reihe von Block-, d. i. Gözenbergen (Block und Göze wird im Slavischen durch dasselbe Wort ausgedrückt) von den baltischen Gestaden Preußens durch Pommern, Brandenburg, Mecklenburg bis nach Schleswig-Holstein, also bis zu den ehemaligen Westgrenzen zwischen Slaven und Deutschen. Es ist auch auf dem Berge niemals eine Spur von dargebrachten Opfern, niemals auch nur der geringste Rest eines Opfer- oder anderen Gerätes aus früherer Zeit aufgefunden worden. Und die Namen Teufelskanzel, Hexenwaschbecken und Hexenaltar sind völlig bedeutungslos, da sie erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auftauchen. Dazu kommt, daß unser Berg, dessen ältester Name Brakenberg ihn als unzugänglich bezeichnet, denn Braken (noch erhalten in der niederdeutschen Redensart „dor Busch un Braken“) bedeutet „abgestandenes und verwachsenes Stangen- und Blockholz“, bis in das

16. Jahrhundert für unersteiglich galt; wie viel mehr wird denn der Brocken, als die Sachsen mit ihren heidnischen Festen vor den Gesetzen Karls des Großen in den Harz flüchteten, durch Brüche und undurchbringliche Braken völlig verschanzt gewesen sein.

Aber an Ortsbezeichnungen, welche in die Heidenzeit zurückweisen, fehlt es im Inneren unseres Gebirges keineswegs. Da nun heidnische Opferstätten sonst nur in inmitten bewohnter Gegenden zu suchen sind, so können die im eigentlichen Gebirge belegenen erst damals in Gebrauch genommen sein, als das Heidentum das strafende Licht sehen mußte. Zogen nun „falsche Christen“ zum Opfer auf die Randberge und die inneren Hochflächen des hohen Harzes, der „mit seinen großartig schaurigen, steilen Felsen, Wasserstürzen, dichten, dunklen Wäldern und verborgenen Quellen auf das in der Naturverehrung wurzelnde Heidentum einen überwältigenden Einfluß“ üben mußte, so ist auch nicht daran zu zweifeln, daß damals zahlreiche Unwohner des Harzes, um ihre Unabhängigkeit und ihren von den Vätern überkommenen Götterdienst zu retten, in bewohnbare Thäler des Gebirges flüchteten und hier ihr altväterisches Wesen noch eine Zeitlang fristeten.

Aus jener Zeit stammen wohl Namen wie Thorsthor (S. 12), Ufshole (Höhle Uofis d. i. Degirs, jetzt Lukas-hof), Trautenstein und Trutenbeek, die zahlreichen Tier- und Viel- oder Beilsteine, vor allem aber die Heidenstiege d. i. Fußpfade der Heiden. An einem solchen liegt der Flecken Stiege, ein zweiter führte von Goslar im Heiligenthal hinauf über hohe Berge an das Weiße Wasser, der längste, den ich übrigens als die Fortsetzung des letztgenannten ansehe, von der Kalbequelle über Oderbrück auf der Grenze zwischen den alten Herzogtümern Ostfalen und Engern, dem Harz und dem Visgau, den Diözesen Halberstadt und Mainz (s. S. 80), den Grafschaften Regenstein und Lutterberg, dem Herzogtum Braunschweig und der Provinz Hannover bis zur sog. Ladestelle bei der wüsten Kapelle, und von da auf der Wasserscheide zwischen Wieda und Borge nach Süden, bis er sich zwi-

ischen Walfenried und Ellrich in den Kornfeldern verliert. An diesem Heidenstiege liegen mehrere Stätten, deren Namen auf Opferplätze gedeutet werden können; und „lebten und opferten Heiden in dieser Gegend“, sagt Leibrock, „so finden wir nur wenige hundert Schritte östlich von Oberbrück ein Paar Felsgruppen, die von Natur geradezu zu Opferaltären bestimmt scheinen mußten, die Breitensteine. Merkwürdigere und eigentümlichere Felsbildungen finden sich im ganzen Harze nicht, und sie wären einer Abbildung nicht unwert. Die Breitensteine, zwei von der Zahl, bilden jeder ein längliches, einem riesigen Altar ähnliches, ziemlich regelmäßiges Viereck aus Granitmassen; diese bilden aber nicht Spizen und Zacken wie im Bodethale, nicht Säulen wie im Steinbache, oder rundliche Blöcke wie am Brecken, sondern gewaltige Platten, deren 10 bis 12 dicht aufeinander geschichtet sind, und deren jede bei einer Stärke von 1 bis 3 Fuß eine Länge besitzt von 30 bis 40 und eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die gewaltige Größe und Regelmäßigkeit dieser Gruppe legt den Gedanken nahe, daß, wenn heidnische Stämme hier opferten, sie keinen andern Platz erwählen konnten als diesen, und es ist mir, als müßten, wenn das Moos und die Heide, welche darauf wuchert, entfernt wird, sich noch Spuren davon finden, wenn auch nur in Knochenresten, Kohlen und Nische.“ —

Diejenigen Ostfalen, welche ihren Göttern noch lange heimlich im Waldesdunkel dienten, als schon überall das Kreuz des Erlösers leuchtend von den Kirchen glänzte, und dem Christentume noch lange feindlich gegenüber standen, auch wenn sie, ihrer Ohnmacht sich bewußt, die Waffen ruhen ließen, das war die große Menge des eigentlichen, des niederen Volkes.

Karls des Großen Reichseinrichtungen waren darauf berechnet, die Edlen und die Begüterten zu gewinnen. Und das war auch gelungen. Hatte ihnen doch der Kaiser ihre Stellung und ihre Besitzungen belassen und seit dem Jahre 782, wo er gestattete, daß hier in den ostfalenschen Gauen die Grafen aus den einheimischen Adligen genom-

men werden durften, vielen von ihnen das Ehre und Gewinn bringende Amt eines Grafen übertragen.

Bergegenwärtigen wir uns einmal, um die den edlen sächsischen Geschlechtern dadurch zu teil gewordene Auszeichnung ganz zu würdigen, welche Gewalt die karolingische Verfassung in die Hand des Grafen legte.

„Man kann diese Gewalt im allgemeinen als eine Stellvertretung des Königs innerhalb eines bestimmten Reichsteiles bezeichnen. Dem Grafen war in seinem Amtssprengel die Gesamtheit der königlichen Rechte verliehen, die er über alle Einwohner desselben, mochten sie freien oder unfreien Standes sein, nicht in seinem Namen, sondern im Namen des Königs und kraft der ihm von diesem übertragenen Befugnis ausübte. Demgemäß hatte die Wirksamkeit des Grafen dieselbe Bedeutung, wenn auch nicht dieselbe Ausdehnung, wie die des Königs selbst. Nach drei Richtungen hin machte sich diese Wirksamkeit geltend, nach der juristischen, administrativen und militärischen, denn sie umfaßte die Uebung des Rechtszwanges, die Handhabung des obrigkeitlichen Schutzes, endlich die Organisation des Heerbannes und dessen Anführung im Kriege.“

„Es waren also zunächst richterliche Befugnisse, welche dem Grafen zustanden. Die Bedeutung der Rechtspflege war den Germanen schon früh zum Bewußtsein gekommen. Der ihnen inne wohnende Sinn für staatliche Organisation ließ sie erkennen, daß Ordnung und Friede, diese beiden Grundpfeiler staatlicher Wohlfahrt, ohne eine strenge und unparteiische Rechtspflege nicht bestehen können. Wie man daher schon in den frühesten Zeiten die Gerichtsbarkeit als einen unmittelbaren Ausfluß des obrigkeitlichen Amtes ansah, so galt sie später, als die geschichtliche Entwicklung der deutschen Stämme vorwiegend eine Richtung zur monarchischen Staatsform nahm, für das edelste Recht der dem Könige zustehenden Gewalt. Es bildete sich die Rechtsanschauung aus, daß von dem Könige als von dem Schützer und Hüter des öffentlichen Friedens auch alle Gerichtsbarkeit im Reiche ausgehe, daß mithin der Widerstand gegen das Gericht,

indem er sich gegen die Majestät des Königs auflehne, auch den Schutz des letzteren und damit den gemeinen Frieden verwirke. Als eine notwendige Ergänzung der Gerichtsbarkeit und daher stets untrennbar mit ihr verbunden, tritt der Bann auf, einmal der gemeine Bann, der das Recht in sich schloß, Machtgebote zu erlassen, auf deren Uebertretung eine entsprechende Strafe, die Bannbuße, gesetzt war, sodann aber der Blutbann, die Strafgewalt über Leib und Leben, welche überall auf den König als die Quelle aller Gerichtsbarkeit im Reiche zurückging. Wo unter Königsbann gerichtet ward, da stand dem Richter nicht nur jener gemeine Bann zur Seite, sondern da lag auch diese blutige Gewalt in seiner Hand."

„Wenn aus diesen Andeutungen erhellt, daß nach den Ansichten unserer Vorfahren in der Gerichtsbarkeit und dem Gerichtsbanne das eigentliche Wesen aller Regierungsgewalt beruhte, so bildeten selbstverständlich auch die richterlichen Funktionen, welche der Graf an der Stelle und im Namen des Königs auszuüben hatte, den Kern der ihm verliehenen Amtsgewalt. In den Rechtsquellen werden daher auch die Ausdrücke Richter und Graf regelmäßig als völlig gleichbedeutend gebraucht. Dreimal im Jahre, alle achtzehn Wochen, sollte nach einer Verordnung Karls des Großen das Gaugericht oder Grafending gehalten werden. Alle männlichen Gerichtseingesessenen freien Standes, sobald sie das Alter der Wehrhaftigkeit erreicht hatten, waren verpflichtet, sich auf diesen Gerichtstagen einzufinden, wo indes nur diejenigen Rechtsfachen zur Verhandlung gekommen zu sein scheinen, deren Entscheidung durch ihre Wichtigkeit oder durch die allgemeine Kundbarkeit zu einem öffentlichen Bedürfnis geworden war. Wer ohne triftige Entschuldigung ausblieb, verwirkte die Buße des Grafenbannes. Durch öffentliche Bekanntmachung, den allgemeinen Landtschrei, angesagt, fanden diese Versammlungen unter freiem Himmel, an den altherkömmlichen Ding- oder Malsstätten statt, an welche sich oft noch die Erinnerung heidnischer Weihe und Bedeutung knüpfte. Denn schon die Weltanschauung, welche in der heidnischen Götterlehre ihren Ausdruck fand,

brachte die Handhabung des Rechtes mit der Religion in unmittelbare Verbindung. Man dachte sich den die Welt regierenden und ordnenden Gott, den allwissenden Wuotan, mit Vorliebe als Richter, oder doch, wie er auf hohem Sitze thronend, das Weltall überschauend, die Rechtspflege der Menschen ganz besonders beaufsichtigte und Recht und Gerechtigkeit auf Erden unter seinen unmittelbaren göttlichen Schutz nahm. An diese heidnischen Vorstellungen erinnert auch noch die äußere Art und Weise, in welcher der Graf an der Malstatt das Gangericht abzuhalten pflegte. Da saß er auf erhöhtem Stuhle, umgeben von den Schöffen, die nach dem Sachsenspiegel weder Kopfbedeckung, noch Handschuhe und Waffen tragen durften, zu Gericht, vor ihm die Parteien, die ihre Sache führten, mit ihren Fürsprechern, und im weiten Umkreise umher, durch eine bis zu den Köpfen hinaufreichende Schranke von der Gerichtsbank getrennt, das dingspflichtige Volk. Auf alten Bildern, wie sie uns in einigen Handschriften des Sachsenspiegels begegnen, finden wir den gräflichen Richter dem entsprechend dargestellt: auf erhabenem steinernen Sitze, dem Dingstuhle, thronend, im langen Gewande, die eigentümlich geformte Kappe auf dem Haupte, in der Hand oder über das Knie gelegt das in der Scheide steckende, mit breitem schwarzem Bande umwickelte Schwert, das eigentliche Attribut des den Blutbann handhabenden Richters. Auch auf älteren Münzen und Siegeln kommen ähnliche Darstellungen vor, so auf dem schönen, einer Gandersheimer (die Burg Schiltberg zwischen Seesen und Lauterthal betreffenden) Urkunde von 1148 aufgedruckten Siegel des Grafen Hermann von Winzenburg, auf welchem der Siegelführer in der angegebenen Weise abgebildet erscheint."

„Neben der obersten Gerichtsbarkeit stand dem Grafen weiterhin innerhalb seines Amtsprengels die Civilverwaltung im weitesten Sinne des Wortes zu: sie bildete eine natürliche und notwendige Ergänzung der in seine Hand gelegten Rechtspflege und den zweiten wichtigen Faktor der ihm übertragenen Amtsgewalt. An die Seite jener großen, zunächst zum Zweck der Kriminalgerichts-

pflüge abgehaltenen Tage und in den meisten Fällen mit ihnen verbunden, treten daher auch bald die an demselben Orte, gleichfalls unter dem Voritze des Grafen gehaltenen Landtage oder Landtädinge, wie sie die Spiegel nennen. Wenn in jenen das gesamte Rechtsleben des Gaues oder der Landschaft seinen Mittelpunkt fand, so waren diese das Hauptorgan für die bürgerliche Verwaltung. Auf diesen Landtagen verhandelte der Graf mit seinen Landsassen, d. h. den ding- und gerichtspflichtigen Leuten des seiner Verwaltung untergebenen Bezirkes, über die allgemeinen Angelegenheiten des letzteren. Hier wurden Vereinbarungen über neue Rechte oder über die Auflegung neuer Dienste getroffen, hier etwaige Aenderungen in den Volksrechten und Volksbräuchen verkündet und bestätigt, hier die von dem Grafen erlassenen Verordnungen bekannt gemacht und, falls dies erforderlich war, der Zustimmung der Versammlung unterbreitet; hier wurden auch polizeiliche Erkundigungen eingezogen und überhaupt über Angelegenheiten örtlicher Art, soweit sie die Gesamtheit der Gaubewohner angingen, beraten. Aber auch die königlichen Befehle und die Beschlüsse der Reichstage, namentlich die von ihnen ausgehenden Landfrieden und Königsaufgebote im Dienste des Reichs wurden auf diesen Landtagen zur Kenntniss der Gaubewohner gebracht, so daß diese Versammlungen, während sie einerseits den Mittelpunkt für die Verwaltung des Gaues bildeten, zugleich dessen administrativen Zusammenhang mit dem Reiche und dessen Oberhaupt vermittelten“.

„Dies letztere war endlich auch in Bezug auf die Militärverwaltung der Fall, welche den dritten Faktor der dem Grafen zustehenden Amtsbefugnisse ausmachte. Denn da die Erhaltung des Landfriedens überall der Grundgedanke der Landesregierung war, so lag neben der Zivilgewalt auch die Ordnung und Ueberwachung der Kriegsverfassung in der Hand des Grafen. Er führte nach den karolingischen Bestimmungen den Oberbefehl im Kriege, er hielt im Frieden die Musterungen ab und sorgte dafür, daß die Heerpflichtigen in der vorgeschriebenen Rüstung und Bekleidung, sowie mit dem nötigen Proviant

versehen, auf den bestimmten Sammelplätzen erschienen.“
(O. von Heinemann). —

Dieses von Karl dem Großen geschaffene Grafenamt war dem armen freien Sachsen verhaßt. Bis dahin hatte für alle Sachsen nur ein Recht bestanden. Zwei- oder dreimal im Jahre versammelten sich alle freien Männer auf den Malstätten und richteten hier unter dem Voritze ihres Gografen. Diesen hatten sie selbst aus ihrer Mitte gewählt, und seine Befugnisse erstreckten sich nur auf Leitung der Verhandlungen. Das Urtheil wurde von dem „Umstande“ d. i. allen Anwesenden gefunden; dabei hatte der Arme dasselbe Stimmrecht wie der Reiche, der Gemeinfreie dasselbe wie der Edeling. Der Gograf (oder Gogrese) verkündete nur das gefundene Urtheil. Eine solche Versammlung hieß Goding.

Ganz anders war das Grafending eingerichtet, welches Karl der Große einführte. Hier fand der Graf als Stellvertreter des Königs mit sieben oder neun Schöffen das Urtheil, und diese konnte er nur aus den Edlen und denjenigen Gemeinfreien wählen, welche mindestens drei Hufen (d. i. 90 Morgen = $23\frac{3}{5}$ ha) Land besaßen. Das Goding bestand daneben für geringere Vergehen, wegen deren nicht an „Hals und Hand“ gestraft wurde, fort, aber es hatte keine Befugnisse über jene „Schöffenbarfreien“. Was diese inbetreff ihres „Erbes und Eigen“, ihres Grundbesitzes, zu ordnen hatten, verhandelten sie im „Freinding“, zu dem die ärmeren keinen Zutritt hatten. —

In diese neue Ordnung konnten sich die Sachsen nur schwer finden. Mit Unwillen ertrugen sie die Beschränkung ihrer Freiheit, mit Mißtrauen sahen sie auf die fränkischen Beamten, mit Mißgunst auf ihre eigenen Edlen, die sich zur Uebernahme eines Grafenamtes bereit finden ließen, auf die ihnen vorgezogenen Schöffenbaren. Wenn auch der öffentliche Götzendienst durch schwere Strafandrohung äußerlich niedergehalten wurde, so waren sie im tiefsten Grunde doch immer noch den altgermanischen Göttern zugethan.

Da bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, sie zu neuer Empörung in Bewegung zu setzen. Und diesen gab ihnen Kaiser Lothar, Ludwigs des Frommen ältester Sohn, im Jahre 841. Um die Macht seines Bruders, des Königs Ludwig des Deutschen, der ihn im Bunde mit ihrem Stiefbruder Karl dem Kahlen in jenem Jahre bei Auxerre geschlagen hatte, gründlich zu brechen, rief er die sächsischen Gemeinfreien und Laten (Hörigen) zur Empörung und zur Wiedereroberung der verlorenen Rechte auf. Er versprach ihnen, sie von den verhaßten Grafen und dem verhaßten Kirchenzehnten zu befreien und ihnen zu gestatten, ganz in derselben Weise zu leben wie ihre Väter, als sie noch Heiden waren. Da opferten sie wieder ihren Göttern an den alten Stätten, zertrümmerten die christlichen Altäre, erschlugen die christlichen Priester und vertrieben ihre eigenen Edlen. Stellinga d. i. Wiederhersteller nannten sie sich. König Ludwig eilte herbei, aber erst im folgenden Jahre gelang es ihm, des Aufstandes, an dem sich auch die Bauern im Mansfeldischen in der Nähe des Arnsteins beteiligten, die doch das Christentum schon früher angenommen hatten als die eigentlichen Ostfalen, völlig Herr zu werden. Die Anführer in diesem ersten deutschen Bauernkriege strafte er mit der ganzen Strenge des Gesetzes: 140 ließ er köpfen, 14 an den Galgen hängen, und unzählige Bauern, die mit den Waffen in der Hand ergriffen waren, schickte er mit abgehauenen Händen nach Hause. Wie es scheint, wurden viele Gemeinfreien auch zur Strafe in den Stand der Unfreien hinuntergedrückt.

Raum war der König abgezogen, so schlug die Flamme der Empörung von neuem auf. Doch dämpfte sie dieses Mal Rudolf (Rutolf), der Graf im östlichen Engern, allein.

Diese Aufstände zeigen, wie viel die Mission noch damals, 60 Jahre nach der Taufe bei Ohrum, am Harzrande zu arbeiten hatte. Das Christentum hatte nur in den oberen Ständen Eingang gefunden; die niederen hatten sich nur äußerlich gefügt, hatten sich taufen lassen und machten äußerlich die christlichen Bräuche mit, aber

das heidnische Wesen steckte noch tief in ihrem häuslichen und persönlichen Leben.

6.

Der Abschluß der Mission in den Harzlanden. Die Gründung von Klöstern.

An der Arbeit, das Christentum in unsern Landen mehr und mehr zu befestigen, und wenn die harten Herzen der Alten nicht mehr umzuwandeln waren, so doch das heranwachsende Geschlecht durch christliche Erziehung und gründlichen Religionsunterricht für das Christentum zu erwärmen und innerlich zu gewinnen, beteiligten sich eifrig und erfolgreich die Klöster, welche nach und nach in unsern Gauen entstanden.

Das älteste derselben, das Nonnenkloster Wenthhausen (Winadohusum), erhob sich schon sei dem Jahre 820 da, wo die wilde, schäumende Bode durch das granitene Thor der Klostertreppe und des Tanzplatzes in die Ebene heraustritt, im heutigen „Thale“, und verdankt der Familie des Ostfalensfürsten Heissi seine Gründung. Gisela, die Tochter desselben, „eine treffliche Frau von scharfsinnigem Geiste und männlichem Mute, erfahren in den Geschäften dieser Welt und geübt in allen Zweigen der Frauenarbeit, aber vor allem thätig in den Werken frommer Liebe“ (Schumann), wandte nach dem Tode ihres Gatten, des Harzgrafen Unwan, ihr bedeutendes Vermögen nicht nur dazu an, fleißig und reichlich Almosen zu geben, die Pilger gastfrei aufzunehmen und auf ihren Besitzungen Kirchen zu bauen, sondern mit dem größten Teile desselben stattete sie unter Zustimmung ihres Sohnes, des Grafen Bernhart, für jede ihrer beiden Töchter, Bilihilt und Hruothilt, ein Kloster aus. Letztere wurde Abtissin zu Charoltesbach im Saalgau, erstere in unserm Wenthhausen. Hier wirkte nun Bilihilt mit ihren Nonnen durch Werke christlicher Barmherzigkeit in anspruchsloser Stille, ohne Zweifel aber auch durch Erziehung und Unterweisung der Töchter aus der Umgegend.

Gleichfalls am Ufer der Bode, in Quitlingen, über dem sich später Quedlinburg erhob, entstand kaum zwei Jahrzehnte später das erste Mannskloster der Harzlande. Der Angelsachse Haymo, der dritte Bischof von Halberstadt, dem Kaiser Ludwig der Fromme im Jahre 840 dieses Bistum übertrug, war früher Lehrer an den Predigerseminaren der Klöster Fulda, Corvey und Hersfeld gewesen und wandte sich bald nach Antritt seines neuen Amtes, da sein Sprengel einer solchen Bildungsstätte für künftige Geistliche noch entbehrte, an das Kloster Hersfeld mit der Bitte, in Quitlingen ein Kloster zu erbauen und zu übernehmen. Mit Freuden ging dieses darauf ein, nahm schon 841 oder im folgenden Jahre den Bau in Angriff, und bereits 849 konnte die Kirche geweiht werden. Die Ausstattung des Klosters besorgte Haymo. Geweiht wurde dasselbe dem heil. Wigbert, dem ersten Missionar dieser Gegend. Von jenem ersten Bau der Hersfelder Benediktiner ist heute noch unter der zur Scheune erniedrigten Wipertikirche die Krypta mit dem Altar vorhanden.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts entstanden auch die ersten Klöster im westlichen, in das Bistum Hildesheim gehörenden Harze. Der Stifter des einen ist der Großvater des Königs Heinrich des Vogelfellers, jener Graf Rudolf, welcher den zweiten Aufstand der Stellinge niederschlug, (der Annahme nach) ein Sohn des Grafen Ekbert und dessen Gemahlin Ida, einer Enkelin Karl Martells. Nach einer von ihm ausgestellten Urkunde hat ihn dazu seine Gattin Oda (Uota) veranlaßt, die eine Enkelin Pippins, Königs von Italien, also eine Urenkelin Karls des Großen, war. Auf den Rat Alfrieds, welcher von 847—874 Bischof von Hildesheim war, unternahmen beide eine Reise nach Rom, erhielten den Segen des Papstes Sergius II. und auch die Reliquien der Heiligen Anastasius und Innocentius und gründeten nach ihrer Rückkehr mit mehreren ihrer Erbgüter eine klösterliche Genossenschaft, und zwar bis zum Auffinden eines günstigeren Ortes bei der Kirche zu Brunshausen, wo Graf Rudolf zu residieren pflegte. Das geschah im

Jahre 852. Schon bald aber zeigte sich, daß Brunshausen für eine gedeihliche Entwicklung des Stiftes zu klein war, und Bischof Alfried erwählte deshalb im Jahre 856 eine geeignetere Stelle am Ufer der Gande, wo Ludolfs Hirten ein in anmutigen Wiesen und zwischen schattigen Laubwäldern gelegenes Dörfchen bewohnten. Hier wurde nun sofort ein Bau von größerem Umfange begonnen. Die Vollendung dieses für Töchter aus edlen Familien bestimmten Stiftes Gandersheim, welches am 1. November 881 vom Bischof Wigbert eingeweiht wurde, erlebten weder der Stifter Graf Ludolf, noch seine Tochter Hathumod, die erste Abtissin. Jener starb 864, diese 874; beide wurden zu Brunshausen begraben.

Von Ludolfs sieben Töchtern nahmen fünf den Schleier, eine — Luitgard — war die Gemahlin des deutschen Königs Ludwig des Jüngeren. Von ihnen nimmt Hathumoda, die Lieblingstochter der frommen Oda, unsere Teilnahme besonders in Anspruch. „Schon in ihrer Jugend verschmähte sie den ihr gebotenen Schmuck, wonach andere streben, gab sich eifrig dem Lernen hin, wozu andere angehalten werden müssen. Ihre Neigungen bestimmten sie zu einem beschaulichen Leben, zur gelehrten Bildung, welche damals von der Bibel nicht nur ausging, sondern dieses Buch auch als den Mittelpunkt betrachtete, von dem sie sich nicht entfernen dürfe. Zur ferneren Ausbildung wurde Hathumoda dem Kloster zu Herford, welches damals im größten Rufe stand, anvertraut, und die dankbarste Erinnerung an ihren dortigen Aufenthalt, die höchste Achtung vor der dortigen frommen Zucht begleitete sie durch ihr ganzes Leben. Nachdem ihre Eltern mit den Reliquien der Päpste Anastasius und Innocentius von Rom zurückgekehrt waren, und auf ihrem Erbgute ein Kloster errichtet hatten, wurde sie dort schon im zwölften Jahre ihres Alters zuerst für eine kleinere, dann für eine größere Zahl von Schwestern als geistliche Mutter erwählt und eingesetzt. Hier herrschte die strengste Zucht neben großer Dürftigkeit. Es fehlte selbst an der nötigen Kleidung; sie wohnten im Dorfe; besondere Zellen und Dienerinnen hatte keine. Sie lebten alle gemeinsam,

arbeiteten und aßen zusammen, kleideten sich ähnlich, ohne Schmuck, aber auch ohne Aermlichkeit. Und Hathumoda, im Glanze eines fürstlichen Hofes erzogen, that mehr als alle, war demüthiger als alle; ihre Kleidung war schlechter als die ihrer Genossinnen; selbst Brod genoß sie nur wenig, und seitdem sie das Kloster betreten hatte, kehrte sie zu ihren Eltern nicht mehr zurück. Nach ihrem Tode fand sich nicht einmal das zur Beerdigung erforderliche Linnen. Treulich erfüllte sie ihre Pflichten als Aebtissin. Nie untersagte sie etwas, was sie selbst gethan; nie gebot sie etwas, was sie nicht zuerst erfüllt hätte. Rein wie ihr Leben war ihre Rede. Keine ungeziemende Aeußerung, kein häßliches Wort hat man je von ihr gehört, kein Schelten, keine Verkleinerung, keine Unwahrheit. Ihr ruhiges Antlitz zeigte auch in trauriger, kummervoller Lage der Seele Heiterkeit. Keiner konnte von reinerem Glauben an Gott beseelt sein, keiner auf richtigere Treue den Menschen beweisen. Ihre Freundschaft zuzugestehen, war sie vorsichtig und bedenklich, in der Bewahrung derselben unerschütterlich. Eifrig beschäftigte sie sich mit dem Lesen der heiligen Schrift und liebte die, welche ihr darin nacheiferten. Wenn sie Gastfreundschaft erwies, so unterhielt sie sich über Gott, die himmlischen Dinge und die Bibel, so daß Geist und Körper zu gleicher Zeit Nahrung empfangen.

Als nun unglückliche Jahre herankamen, worin Hunger und Krankheiten in Deutschland wütheten, als auch die Nonnen zu Gandersheim krank darniederlagen, erfüllte Hathumoda ihre Pflichten mit Treue und Aufopferung. Sie widmete sich selbst der Pflege der Kranken; sie eilte von einem Lager zum andern; sie sorgte, daß Erquickung, daß Bedienung nicht fehlte. Doch indem sie sich für die Genesung der anderen rastlos abmühte, erkrankte sie selbst. Ihrer Pflege widmete sich ihre ehrwürdige Muhme, obgleich hochbetagt und vom Alter gebeugt. Die Schwestern der Kranken, unter welchen diese vorzüglich Gerberg liebte, die Beamtinnen des Klosters, alle geistlichen Jungfrauen weiteiferten in der Sorge um Hathumoda. Ihre Mutter, an welcher sie mit größter Zärtlichkeit hing, wurde herbei-

geholt. Wie ein Kind hatte sie früher die Mutter geliebt, wie eine Magd ihr gehorcht. Oft wenn sie die Mutter bekümmert sah, hatte sie durch die mannigfaltigsten Bemühungen dieselbe zu erheitern gesucht; oft, weil sie wußte, daß Oda sich gern vorlesen ließ, gesagt, sie habe etwas gefunden, was erfreulich zu hören und nützlich zu behalten sei; das müsse sie ihr vorlesen. Mit größter Freude sah sie jetzt die ehrwürdige Frau wieder, und als diese äußerte, sie wolle das Kloster nicht mehr verlassen, umschlang Hathumoda die Mutter, küßte sie und erzählte ihren Schwestern immer aufs neue, was jene ihr versprochen habe.

Auch den Geistlichen Agius*), dem Hathumoda mit größter Verehrung zugethan war, ließ sie, ohne jedoch ihrer Krankheit zu erwähnen, bitten, er möge doch ja kommen, nahm ihn mit größter Freude und für seine Pflege besorgt auf und suchte ihm weniger krank zu scheinen, als sie war. So hoffte er anfangs ihre Genesung; doch schon am Abend verschlimmerten sich die Zeichen so sehr, daß der erfahrene Mann an der baldigen Auflösung nicht zweifeln konnte. Er versuchte seine Kunst, und die Kranke konnte zur Annahme eines Heilmittels nur bewogen werden, wenn man ihr sagte, Agius habe es geschickt oder bereitet; doch vergebens war die Bemühung, vergebens die Anstrengung und das Gebet der Mutter. Diese verbarg ihren tiefen Kummer im Innern; ruhig waren die Züge ihres Antlitzes; sie, die selbst des Trostes so sehr bedurfte, tröstete andere. Zwischen dem Krankenbette ihrer Tochter und der Kirche theilte sie ihre Zeit, pflegte jene schmerz erfüllt, betete hier am Grabe der Heiligen, daß sie statt jener sterben, und wie sie früher ins Leben getreten, so auch früher daraus scheiden möge. Der Bischof Marquard erschien mit seiner Geistlichkeit und versah die Sterbende mit den Tröstungen und Mitteln

*) Unter dem Pseudonym Agius hat ein Mönch das Leben der Aebtissin Hathumod beschrieben. Wahrscheinlich ist darunter ihr Bruder zu verstehen, welcher als Mönch Priester im Kloster Lamspringe war.

des Heils, welche die Religion gewährt. Gebete, Litanen und die Psalmen wurden fortdauernd gelesen; die Kranke versuchte die Worte, so viel sie vermochte, nachzusprechen, und entschlief, als ihre Umgebung sang: Mich aber erhältst Du um meiner Frömmigkeit willen und stellest mich vor Dein Angesicht ewiglich. (Ps. 41, 13.) Das Geläute aller Glocken der Kirche verkündigte Hathumodes frühen Tod und erfüllte weithin die Umgegend mit Trauer. Ihre Mutter mußte auch jetzt noch ihre Standhaftigkeit zu behaupten und gab sich nur im Verborgenen ihrem Schmerze hin. Es sollte nicht ihre letzte Prüfung sein. — Hathumoda starb 34 Jahre alt, am 29. November 874.

Ludolf hatte (wie ich bereits erwähnte) die Vollendung des Klosters Gandersheim nicht erlebt, und sein Sohn Bruno scheint nicht thätig dafür gewesen zu sein. Bruno fiel im Jahre 880 gegen die Normannen, und als nun die väterliche Macht und Würde auf seinen Bruder Otto überging, genügte dieser gern den Wünschen seiner frommen Mutter und fuhr mit dem Bau und der Ausschmückung der Kirche fort. Auf Hathumoda war als Nettiſin ihre Schwester Gerberg gefolgt; doch auch Ida ermüdete nicht in ihrer mütterlichen Sorgfalt für das Kloster. Sie legte selbst das geistliche Gewand an, erfreute sich der Einweihung der Kirche am 1. November 881, ermahnte Enkel und Enkelinnen zur Freigebigkeit gegen die Stiftung des Ahnherrn und übertrug die ihr vom König Ludwig geliehenen, dann eigentümlich übertragenen Güter mit des Königs Erlaubnis dem Kloster, welche Uebertragung König Arnulf bestätigte, indem er zugleich Weinberge schenkte. So gedieh die Stiftung durch die unermüdlche Thätigkeit der frommen mütterlichen Pflegerin. Und wohl bedurfte es diese, ihren Geist an solchem Werke aufzurichten, damit er nicht dem mannigfachen über sie hereinbrechenden Leide erliege. Am 20. Januar 882 starb ihr Schwiegersohn König Ludwig, 885 ihre Tochter Luitgard, Ludwigs Witwe, im Jahre 896 ihre Tochter Gerberg, im Jahre 912 ihr Sohn Otto der Erlauchte. Er war ein väterlicher Schutzherr des Klosters gewesen und

wurde unter dem Wehklagen der Bewohnerinnen desselben in der Mitte der von Oda erbauten Kirche begraben. Von 12 Kindern war der hochbejahrten Mutter nur die Tochter Christina geblieben. Auch diese lebte wie ihre Schwestern als Aebtissin zu Gandersheim, und Oda, fest in ihrer Frömmigkeit und immer thätig für das Kloster, unterstützte auch sie in der frommen Wirksamkeit ihres Amtes. Wie um sie über den Verlust ihres Sohnes Otto zu trösten, wurde acht Tage vor dessen Tode, am 22. November 912, dessen Sohne, dem nachherigen Könige Heinrich, ein Sohn, ihr ein Urenkel, geboren; es war Otto, der später die deutsche Kaiserkrone erwarb. Nachdem ihr diese Freude zu theil geworden war, schloß sie, 107 Jahre alt, im Mai 913 ihr altersmüdes Auge und ihr Leben voll Leid und Liebe. Sie wurde neben ihren Töchtern beerdigt. Christine folgte ihr im Jahre 919." (Lünkel nach Agius und Grosvitha). —

Das Kloster Lamspringe, das zweitälteste im hildesheimischen Teile der Harzlande, soll schon am 1. November 872 vom Bischof Altfried eingeweiht sein. Nun sind allerdings die von diesem darüber ausgestellte Urkunde und der Bestätigungsbrief des Königs Ludwig vom 13. Juni 873 im Originale nicht vorhanden; aber wenn nicht die Echtheit beider Urkunden in allen ihren Theilen, so geht doch die Glaubwürdigkeit der in ihnen bezeugten Thatfachen daraus hervor, daß Bischof Adelog in einer am 28. November 1178 ausgestellten Urkunde sagt: Das Kloster Lamspringe sei, wie er aus alter schriftlicher Ueberlieferung entnehme, unter Altfried, dem vierten ehrwürdigen Vorstande der hildesheimischen Kirche, von dem weiland erlauchten Grafen Ricdag und seiner preiswürdigen Gattin Imhilde zur Ausübung des Gottesdienstes für Jungfrauen gegründet und sowohl von jenem Bischofe heiligen Andenkens, als von dem genannten Grafen durch seine Tochter, die erste Aebtissin des Klosters, herrlich gefördert.

Eine lateinisch abgefaßte Legende hat die Geschichte der Gründung des Klosters mit wunderbaren Ereignissen durchwebt. Danach war Graf Ricdag ein Vetter Lud-

wigs des Frommen. Seine Ehe mit seiner durch Tugenden wie durch hohe Abstammung ausgezeichneten Gemahlin Imhildis blieb lange Jahre kinderlos. Da gelobten sie, alle ihre Habe zur Erbauung einer Klosterkirche zu verehren, wenn ihnen Gott einen Erben verleihe. Sie pilgerten nach Rom und offenbarten dem Papst Sergius II. († 847) den Wunsch ihres Herzens. Dieser riet ihnen eine Wallfahrt nach Konstantinopel. Dort belehrte sie in der Nacht eine Erscheinung, sie würden durch eine Tochter getröstet werden. Erfreut kehrten sie nach Rom zurück und empfingen vom Papste Reliquien des heil. Adrian für das zu gründende Jungfrauenkloster. Nach Deutschland zurückgekommen, begann Ricdag nach einiger Zeit in der Nähe des heutigen Lamspringe den Bau. Aber zweimal stürzte derselbe ein. Da beschloß der Graf, Gott die Wahl des Bauplatzes zu überlassen. Nachdem er mit seinen Edlen und Uedlen, Greisen und Kindern drei Tage gefastet, band er einem Kamele, welches er von seiner Wallfahrt mitgebracht hatte, die Reliquien um den Hals und gab ihm die Freiheit. Ohne Zögern schritt das Tier, welches gleich den Menschen hatte fasten müssen, von den ersten Grundmauern durch Buschwerk und unwegsame Orte bis dahin, wo jetzt der Hochaltar steht. Hier gab es einen mächtigen Ton von sich und ließ sich mit gebeugten Knien nieder. Schnell wuchsen nun an diesem Gott wohlgefälligen Orte die Mauern in die Höhe. Bildhauerarbeit und Malerei zierten das Gebäude; das Kloster bekam so viele Fenster wie das Jahr Tage, und so viele Thüren wie das Jahr Wochen hat. — Den Namen erhielt es nach folgender Begebenheit. Einst spielte die heranwachsende tugendsame Jungfrau Ricburgis mit einem Lämmchen. Dieses entsprang ihren streichelnden Händen und scharrte mit dem Fuße in der dürren Erde; da sprudelte hier plötzlich ein lebendiges und starkes Wasser (die Lamme) hervor. — Als das herrliche Kloster vollendet war, sicherte Kaiser Ludwig vor versammelten Fürsten und Baronen und unter dem Zuströmen des Volkes in Gegenwart des Grafen Ricdag kraft kaiserlicher Macht dem Kloster und allen seinen An-

gehörigen den Frieden zu. — Nach dem Tode des Vaters reiste die Jungfrau mit ihrer Mutter nach Rom. Papst Johannes, Sergius' Nachfolger, weihte sie zu Christi Braut und gab ihr für das Kloster, dem sie als Abtissin vorstehen sollte, Reliquien des heil. Adrian, des heiligen Dionysius und anderer Heiligen mit. Besonders wertvoll unter diesen Geschenken war auch das vom Himmel heruntergekommene Schwert des Märtyrers Adrian. Als später König Heinrich (I. ?) gegen die Heiden (die Ungarn) kämpfen wollte, erbat er sich dasselbe in größter Demuth, erfocht damit den ruhmvollen Sieg und brachte es dann barfuß und in härenem Gewande mit größter Ehrerbietung zurück. — So viel aus der Legende.

Dem reich ausgestatteten Kloster übergaben Grafen und Adlige nicht nur schutzlose Töchter zur Unterhaltung, sondern auch der mütterlichen Pflege beraubte kleine Mädchen, sogar Knaben zur Erziehung. Viele Fremde und Pilger kamen in Lamsprünge zusammen und empfingen hier Almosen.

Fast zu gleicher Zeit, im Jahre 877, entstand am Uftrande des Harzes, in der Diözese Halberstadt, das Jungfrauenkloster Drübeck, so benannt nach drei dort fließenden Bächen. Die Stifterin war die edle Adelsbrin, die Schwester der Grafen Theti und Witter. Sie trat selbst, als die erste ihres Geschlechts, als Nonne in dieses Kloster ein, das für die christliche Bildung der weiblichen Jugend besonders wichtig wurde. —

*

*

*

Wenn ich hier nur die ersten Klöster aufgeführt habe, denen noch ein Stück der äußeren Mission zufiel, so muß ich doch noch eine Jungfrau nennen, die neben den an jenen Stiftungen beteiligten edlen Frauengestalten einen Platz verdient, die heil. Luitburg.

Als Gisela, des Grafen Unwan Witwe, einst eine Reise nach ihren entfernten Besitzungen machte, lernte sie in einem Jungfrauenkloster, in dem sie übernachtete, eine kaum dem Kindesalter entwachsene Jungfrau kennen, welche nicht nur ihre gleichalterigen Genossinnen an

Körper und Geist übertraf, sondern vor allem durch ihre liebenswürdige und anstellige Bedienung der Gäste das Herz der frommen Gräfin gewann. Verständig und sittig stand ihr das Mägdlein Rede und Antwort über Eltern und Verwandte und ihre Heimat Solazburg; und als die Gräfin sie aufforderte, als Dienerin mit ihr zu ziehen, sie wolle sie halten wie eine Tochter, stimmte sie vertrauensvoll zu.

Wie die Liebe ihrer Wohlthäterin, so gewann sich Liutburg — so hieß die Jungfrau — bald das Wohlgefallen aller Hausgenossen, denn „sie war umsichtig und vorsichtig, wahrhaftig in der Rede, treu, arbeitssam, gegen Arme freigebig, fromm und daher ehrerbietig gegen ihre Herrin, gegen alle freundlich, pflegte die Schwachen und versöhnte die Streitenden“. Je mehr sie heranwuchs, um so herrlicher entfaltete sich ihr frommes Gemüt; täglich forschte sie in der Schrift und bemühte sich, ihr ganzes Leben dem Herrn, an dem sie im innigen Glauben hing, wohlgefällig zu gestalten. Wie sie ihm in jeder Arbeit zu dienen sich bestrebte, so war sie durch ihre Geschicklichkeit in allen Künsten, die sich für Frauenhand ziemen, weithin im Lande berühmt.

Die alternde Gräfin Gisela pflegte sie in ihrer Leibeschwachheit mit kindlicher Treue und Aufopferung. Noch auf dem Sterbebette empfahl jene sie ihrem Sohne Bernhart: „Noch eins empfiehlt deine Mutter deiner Treue mit mütterlicher Bitte, daß du meine geliebte Pflgetochter Liutburg wie eine Schwester liebst und ehrst, ihrem Räte folgst und ihr, die mir in allen Stücken treu gewesen ist, die Verwaltung auch des kostbarsten Hausrates anvertraust“. Die Kinder, welche dem Grafen Bernhart aus zwei Ehen heranwuchsen (seine erste Gemahlin Heginhild war eine Tochter des Grafen Lothar, die zweite, Helmburg, eine Verwandte derselben), hingen an ihr mit rührender Liebe und nannten sie mehr Mutter als Pflegerin. Dem Grafen stand sie in Verwaltung seiner Güter mit Geschick und Treue zur Seite; oft begleitete sie ihn auf seinen Reisen nach seinen zum Teil weit entlegenen Besitzungen.

Ihre Liebe zum Worte Gottes trieb sie dazu, sogar bei der Nacht, nur von einem Knaben begleitet, die Kirchen aufzusuchen. (Vergl. S. 81). Und als der Graf ihr in schonender Weise Vorstellungen machte, ihre Gesundheit, der sie durch diese nächtlichen Wanderungen, durch Nachtwachen und Fasten schadete, zu schonen, bat sie ihn, ihr tief im Gebirge, etwa 1 $\frac{1}{2}$ Stunden oberhalb des jetzigen Michaelstein, eine Zelle zu errichten, damit sie die Zeit, die ihr noch beschieden sei, dort in Buße und Andacht und im Gebet für ihren Wohlthäter verbringen könne.

Bernhard willfahrte ihrer Bitte, und Bischof Thiatgrim von Halberstadt weihte die Zelle in Begleitung vieler hohen und niederen Geistlichen ein, wobei er Luitburg verbot, diese Klausur, in die man sie unter vielen Thränen einschloß, anders als in der äußersten Noth zu verlassen.

Drei lange Jahrzehnte hat sie hier in friedlicher Einsamkeit unter Gebet und Fasten zugebracht. Doch regte sie auch unermüdlich ihre geschickte Hand, um Taufkleider, Altarteppiche und Priestergewänder aus selbstgefärbten Stoffen anzufertigen und zu sticken. Viele Frauen und Mädchen der Umgegend unterrichtete sie in dieser Kunst; ja, sogar den Erzbischof Ausgar von Bremen, der sie als Gast des Bischofs Haymo von Halberstadt in ihrer Zelle aufgesucht hatte, und dem sie zum Danke dafür eine Reihe heiliger Gewänder herstellte, sandte ihr fortwährend junge Mädchen zu, damit sie dieselben in Handarbeiten unterweise, geistliche Lieder singen lehre und im Christentum erziehe. — So war ihre Zelle nicht nur ein Werkhaus heiliger Frauen, sondern auch ein Gotteshaus. Viele, denen das Herz voll war, fanden bei der leutseligen Einsiedlerin freundlichen Zuspruch und den Trost des Evangeliums.

Sie starb am 22. Dezember eines nicht genannten Jahres um 870. Noch nach einem Jahrhundert stand ihr Gedächtnis in so hohen Ehren, daß die Königin Mathilde den Kaiser Otto den Großen, ihren Sohn, bat, die Zelle Luitgards dem Stifte Quedlinburg zu schenken. Diese stand da, wo später das älteste Kloster Michael-

stein erbaut wurde, dessen Grundmauern erst im Jahre 1885 wieder aufgefunden sind, unmittelbar neben dem nach einem Klausner des 10. Jahrhunderts benannten Volkmarsteller.

*

*

*

In einer Geschichte von der Ueberführung der Reliquien der heil. Pufinna schreibt ein Cormener Mönch zwischen den Jahren 860 und 877 über die Befehrung des Sachsenvolkes Folgendes: „Das edle, tapfere und mit natürlicher Klugheit begabte Volk der Sachsen, das von Karl dem Kaiser mit wechselndem Glück kaum nach 30 Jahren unterworfen wurde, nahm den Glauben an Gott und die Hoffnung der ewigen Seligkeit an. Es kam anfangs sehr schwer zum göttlichen Glauben, da es durch seine alten Sitten gehalten wurde, und es ihnen Unrecht schien, der Religion der Vorfahren Irrthum zuzuschreiben Denn wer der von den Vorfahren überlieferten Religion entsagen will, gesteht damit stillschweigend zu, daß sie sich geirrt, er selbst aber die Wahrheit gefunden habe. Aber mag es Hartnäckigkeit oder Beharrlichkeit oder Verkehrtheit genannt oder mit einem anderen treffenden Namen bezeichnet werden, so wurde doch durch die natürliche Klugheit und durch den jeder Art Scharfsinn zugänglichen edlen und klaren Geist, der durch Vernunftgründe und treffende Beispiele, sowie durch starke Argumente und Beweise wankend gemacht war, diese Gesinnung gleichsam wie durch eine Art Mauerbrecher gebrochen und überwunden. Ich bin nicht leichtfertig, wenn ich sage, daß keine Nation durch das Gut der Klugheit und des angeborenen Scharfsinns sich mehr ausgezeichnet habe, als diese. Daher kam es, wie es zu geschehen pflegt, daß sie, je mehr sie früher durch ihre natürliche Tüchtigkeit von der christlichen Religion abgeführt wurde, später sich ihr um so glühender hingab. Denn als ihr heiliger Sinn sich mehrte, verwandten sie ihr Gut zur Errichtung von Klöstern, brachten ihre Söhne dem göttlichen Kultus dar und gaben sich selbst von neuem dem himmlischen Dienst zum Eigentum.“

Fügen wir diesem Zeugnisse die Thatiache hinzu, daß der Heliand, jene wunderbar innige Dichtung, welche den Heiland und seine Zeit in sächsisches Gewand kleidet und sein Wirken auf Erden auf Sachsens Boden verpflanzt, in der Mitte der dreißiger Jahre des neunten Jahrhunderts entstanden ist; so dürfen wir annehmen, daß in den östlichen Vorlanden des Harzes, wo die allgemeine Befehrung, vielleicht teilweise infolge der heidnisch-slavischen Nachbarschaft, größere Schwierigkeiten bot, doch noch vor dem Jahre 900 das Heidentum völlig überwunden wurde. —

Wenn wir berücksichtigen, daß nur im südlichen Harze bis Münchehof und bis etwa in die Gegend von Quedlinburg sich die Mission in friedlicher Weise entwickelte, daß aber in den übrigen Teilen unseres Gebirges wie in den Sachsenlanden überhaupt die Predigt des Evangeliums oft von dem Klange der Waffen übertönt wurde, daß die Priester, welche sie ihnen brachten, dem Volke angehörten, das ihnen Freiheit und Selbständigkeit zu nehmen gekommen war; so müssen wir über den schnellen Erfolg des Christentums billig staunen.

Um ihn zu erklären, hat man darauf hingewiesen, daß die christliche Lehre in dem Götterglauben unserer Vorfahren manche Anknüpfungspunkte vorfand: Daß u. a. Wodan, der Geber aller guten Gaben, die übrigen Götter überragte; daß die Mythe eine selige goldene Zeit kannte, in der noch keine Sünde und Noth herrschte, und einen Untergang der Welt erwartete, nach welchem die Menschen in einem schöneren Himmel und auf einer schöneren Erde ein glückliches Leben führen würden. — So richtig ein solcher Hinweis ist, so muß man doch daneben auch die gewaltigen Unterschiede zwischen der germanischen Götter- und der christlichen Gotteslehre stellen: Wodan war nicht der Schöpfer, sondern gleich den Menschen erschaffen, und war wie alle Götter dem Schicksal gegenüber ohnmächtig, nicht allgegenwärtig — er war nur da, wohin sein Roß ihn trug, nicht allwissend — seine Raben teilten ihm mit, was er selbst nicht wahrnehmen konnte; und wie Thor ohne Hammer und

Gürtel ohnmächtig war, so erscheint auch Wodan nicht als allmächtig; er konnte, wie alle Götter, krank, verwundet und getötet werden und konnte sich die Jugend nur durch den Genuß der Äpfel der Iduna erhalten.

Ungleich wichtiger als jene doch nur schwache Fäden zulassenden Anknüpfungspunkte ist für die Ausbreitung und Aneignung des Christentums einerseits der Umstand geworden, daß damals das sächsische Heidentum im Abwelken und Zerbröckeln" begriffen war (vergl. S. 24 ff.), so daß ein großer Teil des Volkes dem altväterlichen Glauben zweifelnd oder doch gleichgültig gegenüberstand; und anderseits die Thatsache, daß das Christentum mit seiner Predigt von der Freiheit des Erlösten, mit seiner auf Treue gegen den freiwillig erwählten Herrn gerichteten Forderung, mit seiner einfachen poetischen Bibelsprache so ganz und gar der geistigen Veranlagung des Volks, seinem Fühlen und Denken entsprach.

III.

Reste und Spuren des Heidentums.

Wenn es auch nicht ausführbar ist, hier jeder Harzsage und jedes Harzmärchen, aus denen man noch Anklänge an die altgermanische Götterlehre heraushören kann, zu erzählen oder auch nur zu erwähnen, und jeden Zug des Aberglaubens und jeden Volksbrauch auf seine heidnische Wurzel zurückzuführen, so will ich doch unter Hinweis auf S. 3 wenigstens die bedeutendsten Sagen, welche sich auf den Gott Wodan beziehen, und die wichtigsten dem Heidentum entstammenden Festgebräuche in Nachfolgendem zur Besprechung bringen. (Vergl. meinen „Harz“ S. 82 ff. und meinen „Ambergau“ S. 130 ff.)

1. Woutans-Mythen.

1. Der wilde Jäger.

Wenn der Sturm heult auf den Höhen des Brocken und des Bruchberges, namentlich im Frühling und Herbst und in den zwölf heiligen Tagen von Weihnachten bis

Epiphantias, dann stürmt der wilde Jäger auf schlohweißem Rosse durch die Lüfte; man hört das Pferdewieher und Hundegebell, das Krächzen seiner Raben oder der Gule Turturjel, und schauerlich tönt sein Jagdruf: Hu, Hu! oder hoi, hoi! und hoho, hoho! Meist setzt er hoch in der Luft der flüchtenden Wolke nach, oft aber ist er so nahe, daß man sein grünes (oder graues) Jagdkleid erkennt und seinen Mantel ausgebreitet flattern sieht. Bist du im Hause, so schließe eilends beide Thüren, sonst fährt er hindurch, oder er läßt dir einen seiner Hunde, bis er wieder vorüberfährt im nächsten Jahre. Bist du draußen, so tritt still in die Mitte des Weges, damit seine vom Regen triefenden Hunde dich nicht, sich schüttelnd, umringen. Vor allem aber hüte dich, seinen Jagdruf nachzuäffen. Sonst kehrt er um und versetzt dir eine gewaltige Ohrfeige wie jenem Wöhlter am Bruchberge, oder er schleudert dir eine Pferdellende herunter,

damit du ihm helfest knagen,
weil du ihm geholfen jagen,

oder er thut dir sonst einen Schabernack wie jenen Schäfern, denen er die Hürden zerschlug.

Das ist Wuotan, „der stürmend Einhereschreitende“, der Gott des Sturmes, in verblaster Gestalt. Denn nach der deutschen Götterlehre zieht er auf seinem weißen Rosse Sleipnir, von seinen beiden Wölfen Fenr und Freki begleitet und von seinen beiden Raben Hugin und Munin umflattert, im weiten Mantel, den Hut in die Stirn gedrückt, den Eichenpeer in der Hand, Wind und Wetter erregend durch die Luft. (Vergl. Z. 8). Die Wolke, die ihm voranfliegt, ist Frigg, seine Gemahlin; die Hunde, welche Mische fressen, bedeuten den Wind; sie legen sich, wenn sie in ein Haus eindringen, neben den Herd und sind von da nicht fortzubringen, denn hier unter dem Schornstein heult und schnaubt das ganze Jahr hindurch der Wind. Die Pferdellende, welche er herabschleudert, erinnert daran, daß unsere heidnischen Vorfahren Wuotan zu Ehren das edle Ross zur Opfermahlzeit schlachteten, sein strafendes Herniederfahren läßt an den Donnerkeil denken.

Seine Begleiter (in den Sagen vielfach die Geister verstorbener Fürsten, oder die Geräderten und Erhängten) sind die Einherjar, die in der Schlacht gefallenen und von den Walküren, den Schlachtenjungfrauen, in die Walhallas geführten Helden; denn Wuotan ist auch (wie wir S. 10 sahen) der Kriegsgott, der als schönste Gabe auf Erden den Sieg verleiht und die Helden nach ihrem Tode mit Jagd und Waffenspiel belohnt.

Am Oberharze heißt Wuotan fast immer der wilde Jäger, in den nordwestlichen Vorlanden auch der Hatzjäger, in anderen Theilen des Gebirges auch Hells, d. i. Höllenjäger, sein Zug die wilde Jagd, im Mansfeldischen auch wütendes d. i. Wuotans Heer. Meist nimmt die Jagd ihre Richtung auf den Brocken, oder kommt von ihm her. Im Ambergau tobt sie besonders durch den Horenstieg beim Dillsgraben, in Glenithi zieht sie den Menstieg entlang nach der Winzenburg. Bei Gisleben und im Mansfeldischen überhaupt schreitet ihr warnend der alte Eckard voran.

Daß die Sage vom wilden Jäger so allgemein und so fest wie kaum eine andere im Volke haftete, findet seine Erklärung in ihrer nahen Beziehung zur Natur. „Wenn der wilde Sturmwind über die Berge dahinbrauste, an Fenstern und Thüren rüttelte, die Schindeln von den Dächern riß, die gewaltigen Baumriesen bog und brach, wenn aufgeschreckt aus ihren Schlupfwinkeln die Nachtvögel freischend durch die Lüfte flatterten, dann erschien es dem erschreckt aufhorchenden Menschen unwillkürlich, als wenn draußen ein neues, wildes Leben in den Lüften erwache, eine lärmende Schar durch die Wolken dahintoje“.

„Mien Bader, mien Bader, horche mal rut,
Dat hult da butten, dat hult sau lut;
Dat bellt un ichtampt, dat grölt und brüllt
Hoch öwer de Böme grulich un wild“.
„Mien Kind, dat is ne böse Nacht,
Mien Kind, dat is de wille Jagd;
En Baderunier, drei Krieze ant Dor —
Gottlof, nu sind we sicher dervor!
Nu kann de Schpauk tau uns nich rin,
Nu legg deck to Bedde, mien Kind, schlaf in!“

Ja, schlafen, schlafen bi saunen Gebruhs?
 De Fenster bewern, et bewert dat Huß.
 Et is, as rullte de Dönnder sau hart,
 Die Teilen die rattern, de Danne dei knarrt.
 Gebell und Geschricht un Pletschentnall
 Un willes Raupen allöwerall.

Doch endlich ichwicht et; de dulle Schpauf
 Fohrt trecht e ömmer Wohld un Brauf.
 Wiet um is joite, deiße Ruh,
 Ahn' Himmel klimmern de Schtären sau gluh;
 De Mahnd dei ichpeigelt sienen Schtrahl
 In'n Beefe ahf in'n Wieschenbahl,
 Un Grahs un Blaumen weifeln in'n Wind,
 Ru schlape ruhig, ichlap in, mien Kind.

(Bernigeröder Mundart).

2. Der wilde Mann.

Der wilde Mann findet sich allerdings in den Wappen vieler Fürsten, Herren und Städte, theils als Wappenfigur selbst und als Helmschmuck, mehr noch als Schildhalter, aber vor allem ist er Sinnbild und Zeichen des Harzes, wenn auch die Sagen ihn zunächst dem Oberharze zuweisen.

Da, wo jetzt das Rathaus der Bergstadt Wildemann steht, wohnte vor Hunderten von Jahren in einer Höhle der wilde Mann mit seiner Frau. Grüne Tannbeere und Moos war ihre Kleidung, und eine entwurzelte Tanne seine Waffe. Ritter Klaus, der Klein-Klausthal erbaute, überraschte einst dieses wilde Paar vor seiner Höhle, nahm den Mann gefangen, zähnte ihn und lehrte ihn den Bergbau. Das wilde Weib aber entsprach und ist nie wieder gesehen.

Wenn die Sage in dieser Form auch nur recht jungen Ursprungs und augenscheinlich nur erfunden oder in diese Fassung gebracht ist, um den Namen der Stadt Wildemann und den des kleinen Klausthals, in welchem niemals eine Stadt gelegen hat, zu erklären, so ist doch aus derselben der Waldschrat oder Riese zu erkennen, wie er in etwas freierer Kleidung — denn der wilde Mann des Harzes ist von Kopf zu Fuß in Grün gehüllt — Münzen und Wappen ziert.

Indes liegt die mythische Bedeutung des wilden Mannes doch tiefer. In den Sagen Tirols, Graubündens und Hessens verfolgt der wilde Mann das wilde Weib oder eine ganze Schar von Wald- oder Moosweibchen. Auch der älteren Sage des Oberhargzes ist dieser Zug nicht fremd. An der Stelle von Wildemann, so erzählt sie, stand einst eine Moosshütte, in welcher Moosweibchen wohnten. Sie waren völlig in Moos eingehüllt und hatten Gänsefüße. Freundlich und reich nahmen sie sich aller Verirrten an, erquickten und beschenkten sie und zeigten ihnen den rechten Weg. Als Dank verlangten sie von jedem bewirteten Wanderer, daß er in einen der Bäume, welche um ihre Hütte standen, drei Kreuze einschneide, damit ihnen ihr Verfolger, der wilde Mann, nichts anhaben könnte.

Hiernach ist der wilde Mann unbestreitbar mit dem wilden Jäger, dem Sturmgotte Wuotan, identisch. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, so reißt der wilde Mann eine Tanne samt der Wurzel aus und gebraucht sie als Waffe. Die Moosweibchen sind Frigg („die alte Wasserfrau“, Holba, Frau Holle, Bertha, Gode) und ihre Elben, die personifizierten Wolken. Darauf weisen ihre Freundlichkeit gegen gute Menschen, vor allem aber ihre Gänsefüße, denn die Gans, welche dem Schwan mythisch gleich steht, ist stets ein Symbol der Wolke. Zu Zeiten lassen sich die himmlischen Wasserfrauen auf die Erde nieder und füllen einen Pflanzenleib. Darum erscheinen sie als Pflanzengenien in grüner Kleidung, als Moosweibchen. Die drei Kreuze sind Thors Hammerzeichen, nicht Christi Kreuz. (Schon in der Edda kommt das aufrecht stehende Kreuz als Hammerzeichen Jndras vor, der dem germanischen Donar entspricht. Als der christliche König Hakon zu Gladir über dem Trinkhorn ein Kreuz schlug, redete er sich bei seinen heidnischen Leuten damit aus, er mache Thors Hammerzeichen.) Wenn der Donnergott den Blitz, seinen Hammer, in die vom Sturme gejagten Wolken schleudert, so lassen sie sich als Regen zur Erde nieder, und der wilde Jäger kann sie nicht mehr verfolgen und jagen.

3. Hadelberg.

Auch die Sage von Hadelberg ist nicht auf den Harz beschränkt, sie reicht vom Drömling durch den Harz bis tief in Westfalen hinein. Hier wird Hadelberg als Heide-reiter, dort als Oberförster, im Harze als braunschweigischer Jägermeister Hans von Hadelberg bezeichnet. Begraben liegt er, soweit die Harzgegenden in Frage kommen, beim Klepperkrüge auf dem Steinfeld bei Wülperode, zu Abbenrode, Molmerschwende und bei Cochlitz.

Hadelberg ist keine geschichtliche Person — es hat nie einen braunschweigischen Jägermeister dieses Namens gegeben*) — sondern „der Mantelträger“ Wuotan, denn Hadelbernd, eine Namensform, die sich noch in Westfalen für Hadelberg erhalten hat, aus hökul. d. i. Mantel oder Rüstung, und dem auch im Heliand vorkommenden berand**), d. i. Träger, zusammengesetzt, ist ein Beiname Wuotans.

Die Hadelbergsage ist nichts anders, als die Mythe vom wilden Jäger überhaupt. Nur einen Zug hat sie mehr, sie erzählt auch den Tod des Jägers, und auch der ist echt mythisch. Von den vielfachen Gestalten, welche die Sage im Volksmunde angenommen hat, ist das Wesentlichste etwa, „daß dem leidenschaftlichen Weidmann träumte, er kämpfe mit einem furchtbaren „Rämpen“ (Eber) und unterliege ihm. Bei der Jagd am andern Morgen wird ein mächtiger Keiler erlegt, sei es von Hadelbernd selbst oder, weil ihn der Traum gewarnt hatte, von seinem Jagdgesinde. Des Sieges froh oder der überstandenen Gefahr stößt er mit dem Fuße nach dem Eber und ruft: „Nun hau, wem du kannst!“ Da dringt ihm der scharfe Zahn des Tiers durch den Fuß, die Wunde schwillt, der Stiefel muß vom Bein geschnitten werden: aber die Hilfe kommt zu spät, ein schneller Tod nimmt ihn dahin“. (Simrock).

*) Wie Herr Archivar Dr. Paul Zimmermann auf Grund der Akten nachgewiesen.

**) Gotisch bairan, niederdeutsch bören, davon Bört, Eimer, Zuber, heißt tragen.

Es scheint, als ob sich hier die Nythe von Baldur mit der Wuotans vermischt habe. Baldur, der Glänzende, der gute Sohn Wuotans, ist der mildeste und beste der Asen, der Liebling aller Götter und Menschen. (Dem entsprechend hebt auch die Hackelbergssage in ihrer ältesten Form das christliche und gottselige Leben Hackelbergs hervor.) Wie dieser durch beängstigende Träume gewarnt, ward er durch einen leichten Schlag mit einem Mistelzweige getödet. (Vergl. S. 27).

Indes kann auch recht wohl der Tod durch den Eberzahn ursprünglich von Wuotan erzählt sein. Die Edda ist keine vollständige Sammlung aller Göttermeythen. Sie läßt Frenja goldene Thränen um Wuotan (Odhr) weinen, aber sie weiß nicht, wohin dieser zog, und wo er geblieben ist. Möglicherweise ist von Wuotan, der ja ursprünglich auch der Sonnengott war, manches auf den Sohn in veränderter Form übertragen, als der Nythus sich verdunkelte.

4. Ritter Dill.

Im Gebiete der Stadt Bockenem, und zwar in der Gemarkung des wüsten Dorfes Hachum, findet sich auf der Höhe des Dissenberges ein in der Tiefe mit klarem Wasser gefüllter trichterförmiger Erdfall, dessen obere Rundung etwa 1 km Umfang hat. Das ist der Dills- oder Tillsgraben.

Hier stand vor langen Jahren, so erzählt die Sage, ein herrliches Schloß, bewohnt von dem Ritter Dill und seinem Gefolge. An der Spitze desselben zog er täglich in die angrenzenden Wälder zur Jagd hinaus. So machte er sich in Begleitung eines Dieners auch am Christabend auf, als eben die Glocken der Kirche in Bockenem den erst vor wenigen Jahren Christen gewordenen Bewohnern des Ambergaues die Geburt des Weltheilandes verkündeten. Wohl warnte ihn sein treuer Diener davor, diese hochheilige Nacht durch sein sündhaftes Treiben zu entweihen. Aber er lästerte frech den Christengott und verschwur sich, nicht ohne Beute heimzukehren, und sollte gleich seine Burg darüber zu Grunde

gehen. Doch kein Wild ließ sich blicken, der Wald war wie ausgestorben. Endlich lief ein Hase über den Weg, aber er trug das Kreuzeszeichen an seiner Stirn. Dennoch legte Dill auf ihn an, zielte und — fehlte. Da überfiel den trozigen Ritter ein Grauen. Hastig wandte er seinen Schimmel und jagte seiner Burg zu. Jetzt sprengte er durch das Thor: da flog der Hahn, der schon zweimal vorher in menschlicher Rede die Burgbewohner gewarnt hatte, auf dasselbe, und mit dem Hahneneschrei versank das Schloß tief in den Berg hinein. Hier sitzt nun der Ritter am Steintische, durch den sein weißer Bart hindurch gewachsen ist. Nur in der Christnacht kehrt er auf kurze Zeit auf die Oberfläche der Erde zurück, um dreimal mit seinem Schimmel den Dillsgaben zu umjagen.

Einst spielten, so erzählt eine andere Sage, zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, unten am Wasser des Dillsgaben, während ihre Eltern in der Nähe das Feld bestellten. Da ladet sie ein riesengroßer Hecht mit bemooßtem Haupt ein, sich Dills versunkenes Schloß anzusehen. Sie setzen sich auf seinen Rücken und werden unverfehrt von ihm in das Schloß getragen. Dort sahen sie den Ritter am Tische sitzen und wurden von ihm freundlich bewirtet und reich beschenkt. Dann bestiegen sie den Hecht von neuem und gelangten glücklich wieder zu ihren Eltern zurück.

Die Fische im Dillsgaben sind die verwünschten Burgleute und dürfen deshalb nicht gefangen werden. Dennoch hatte ein verwegenes Brüderpaar, namens Homann, eines Abends dort gefischt. Aber als sie im Stütter hinuntergingen, wurde die Kiepe, in der sie die Fische trugen, schwerer und schwerer, und am Nachhomer Kirchhof mußten sie dieselbe niederlegen, um sich zu erholen. Da blies der Wächter in Bockenem die Witternacht, und in diesem Augenblicke begannen die Fische zu sprechen. Der eine fragte: „Julian, hast du die Schweine schon eingethan?“ („Zinlejahn, heste de Sweine all innedahn?“) Dieser antwortete: „Ja, bis anf die eingingige Sau.“ („Ja, bet up de einegijje Seeje nah.“) Voll Entsetzen nahmen die Fischer die Kiepe auf und

trugen die Fische in den Dillsgraben zurück; und je näher sie demselben kamen, desto leichter ward die Last. —

Auch in der Sage von Dill erkennen wir die Wuotansmythe wieder, obwohl sie christlich umgestaltet ist. Mit der Annahme des Christentums gab unser Volk das Andenken an die alten Götter nicht auf. Aber man nahm ihnen allmählich die lichten, freundlichen Züge und übertrug diese auf christliche Heilige. An die Stelle Wuotans traten in dieser Hinsicht besonders St. Michael und St. Martin. Er selbst aber ward als finsternes, teuflisches Wesen in die Berge verwiesen. Wohl labt er noch hin und wieder Berirrte oder Kinder mit Speise und Trank, meist aber erscheint er von nun an als der Unhold und der leibhaftige Teufel. Im Laufe der Zeit ward er dann seines mythischen Gehalts immer mehr beraubt, und man machte aus ihm wie anderswo einen Jägermeister, oder einen Kaiser Rotbart, so hier einen Ritter Dill oder Till (d. i. Teufel), der zur Strafe für seinen gotteslästerlichen Frevel in den Berg gebannt ist.

Doch sind durch den Einfluß des Christentums nicht alle mythischen Züge verwischt. Er ist der Jäger und Schimmelreiter geblieben und besteigt sein Roß noch einmal jährlich in den heiligen Zwölften. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß in dem unmittelbar angrenzenden Horenstieg der „Hastjäger“ besonders arg tobt. Er knallt dort mit der Peitsche, und seine Hunde bellen, voran die großen mit tiefer Stimme, zuletzt kommen ganz kleine, die nur „bleffen und jaulen.“

Einen nicht bedeutungslosen mythischen Zug enthält auch die dritte der oben mitgetheilten Sagen. Die Frage, welche hier einem der Fische in den Mund gelegt wird: „Julian, heste de Schweine all innedahn?“ lautet in andern Gegenden: „Aldrian, hes du den Kempen all innedahn, dei Hackelbarg sall daud slan?“ Julian ist demnach irrtümlich für den unbekannt gewordenen Namen Aldrian eingeschoben. Dieser wird aber auf Aldrian, den Vater des einäugigen Hagen, Siegfrieds Mörder, gedeutet. Die Antwort: „Ja, bet up de einegije Seeje nah“ ist um so beachtenswerter, als bisher nur in einer einzigen Sage

(aus Thüringen) die Einäugigkeit des „Kempen“, durch welche dieser erst völlig identisch mit dem einäugigen Hagen wird, nachgewiesen werden konnte.

Auch Siegfried ist eine mythische Gestalt. Rein und schuldlos wie Balder, erliegt er wie dieser der Bosheit und Tücke. Und wie Hadelberg im Traum vor dem Ober gewarnt wird, so träumte Kriemhild, daß ihren Gatten zwei wilde Schweine töteten. — Auch der hier berührte Zug der Dillsgrabensage verstärkt die Wahrscheinlichkeit dessen, daß Balders (und Siegfrieds) Tod ursprünglich Wuotans Tod gewesen ist. —

Die ganze Umgebung des Dillsgraben trägt mythische Namen. Der Dissenberg, welcher wenige Schritte vom Rande desselben ziemlich steil abfällt, wird mit den Ochsen, obwohl man seinen Namen in Ochsenberg verhochdeutsch, nichts zu thun haben; jedenfalls kann man ihn mit demselben Rechte als Asenberg d. i. Götterberg deuten, wie z. B. den Osberg bei Heiligenstadt, in welchem Hadelberg (Wuotan) begraben liegt. — Der in der Richtung nach Dahlum sich hinziehende Abhang heißt Horenstieg und der nach dem wüsten Hachum sanfter abfallende die Osterlamme. Der Horenstieg kann, wie z. B. der Hornberg (Hornberg) bei Elbingerode an das Bodshorn d. i. Osterfeuer erinnern, und Osterlamme scheint nicht mit Lamm, sondern mit einem Worte von mir unbekannter Bedeutung gebildet zu sein, so daß die erste Hälfte des Wortes nicht auf das Osterfest, sondern auf die Göttin Ostera sich bezieht.

Ein Osterfeuer wird freilich seit Menschengedenken beim Dillsgraben nicht mehr angezündet — übrigens hätten die Bewohner des wüsten Dorfes Hachum weit und breit keinen geeigneteren Punkt finden können — aber am ersten Pfingsttage wallfahrtet die ganze Bevölkerung der Amberga, alt und jung, nach dem Dillsgraben, wo Wege durch Feld und Wald von allen Seiten zusammentreffen; ja durch den Horenstieg ziehen ihm sogar Gesellschaften aus Seesen und anderen Orten der oberen So des Ambergaues und durch den Wald ganze Scharen aus dem Flenithigau zu.

Dieser festliche Besuch des Dillsgraben am Pfingstfeste ist mehr denn ein bloßes Herkommen, er ist nicht weniger ein Rest des altgermanischen Sommerfestes, als das Schmücken der Hausthüren mit grünen Maien, das Umherführen des bekränzten Pfingstochsen und das Bekränzen der an den Fuß des Offenberges getriebenen Herde am Pfingstfeste. Wuotan (Ritter Dill), auf den vielfach Züge anderer Götter übertragen, oder von dem in der späteren Mythe andere Götter abgezweigt sind, erscheint hier als der den Winter hindurch im Berge schlummernde und nun erwachende und die Erde neu verjüngende Sommergott.

Damit hängt auch wohl zusammen, daß der Wasserstand im Dillsgraben am Pfingstfeste über die Fruchtbarkeit des Jahres entscheidet.

5. St. Hubertus.

Im Ambergau, zwischen Volkersheim und Sehlde, erhebt sich auf einer schroffen Felswand ein viel besuchtes Jagdschloßchen des Grafen zu Münster, „das Jägerhaus“. An diesen Felsen mit der darunter liegenden Schlucht knüpft sich die Sage von der Bekehrung des heil. Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger.

Als die Glaubensboten vor vielen hundert Jahren in den Ambergau kamen, verließ alles Volk seine Götzen und wandte sich dem gekreuzigten Christengotte zu. Nur einer der Mächtigsten, dessen Namen man nicht mehr kennt, widerstrebte hartnäckig. Schon immer ein eifriger Jäger, betrieb er nun die Jagd gerade an den Sonn- und Festtagen mit einer wahren Wut. Er setzte mit seinem Jagdgesolge und seiner Meute höhrend durch die dichtesten Scharen der Kirchengänger, er wußte es bei der Verfolgung des flüchtenden Hirsches so einzurichten, daß das tolle Jagdgetöse, das Hezen und Geheul der Hunde, der Jubel der Waldhörner und Jäger den Gottesdienst störte. Keine Vorstellung und Bitte vermochte den wilden Jäger, wie man ihn bald nannte, von seinem wüsten Treiben abzubringen.

Einst am Karfreitage suchte er wieder seine wilden Genossen zur Jagd zu sammeln. Aber so willig sie ihm sonst gefolgt waren, heute, am heiligsten Tage der Christen, verweigerten sie ihre Teilnahme und warnten den wilden Jäger vor dem Zorn des Christengottes. Doch trotzig rief er aus: Und wenn mir der gekreuzigte Christus selber begegnet, so stelle ich das Jagen nicht ein! Unmutig ritt er mit einem Diener in den dichten Wald hinein. Tief in der Wildnis, in der oben bezeichneten Schlucht, trat ihm langsam und majestätisch, ohne jede Furcht, ein mächtiger Hirsch entgegen und schritt, unbekümmert um die Hunde, auf ihn zu. Da schleuderte der Jäger rasch und geschickt seinen Speer und traf das edle Tier mitten zwischen dem Geweih. Aber siehe da — der Hirsch stand noch hochaufrichtet, und der Speer war zum hell leuchtenden Kreuzförmigen geworden. Da sank der wilde Jäger, von jähem Schrecken ergriffen, anbetend auf seine Kniee und gelobte, der Jagd für immer entsagen zu wollen. Als er sich erhob, war der wunderbare Hirsch verschwunden. Der Jäger bekehrte sich zu Christo, erhielt in der Taufe den Namen Hubertus und führte seitdem ein christliches Leben.

Indem ich hinsichtlich der Beschreibung der Felsenkapelle, in welcher diese Bekehrung von Künstlerhand als Relief dargestellt ist — eine ältere Darstellung findet sich außen am Felsen — auf meinen „Ambergau“ verweise, sehe ich auch von einer Wiedergabe der Legende ab, welche den Schauplatz dieser Bekehrung in die Ardennen verlegt und den hier namenlosen wilden Jäger zu einem historischen Kirchenfürsten, dem Sohne des Herzogs Bertrand von Aquitanien und späteren Bischofe St. Hubertus von Lüttich († 727), macht.

Der Hubertus der Volksfage, welche ihren mythischen Charakter besser bewahrt hat, als die Legende, ist niemand anders als Wuotan, der wilde Jäger. Als Winter- und Nachtjäger Uller oder Wol, mit dem er also identisch ist, verfolgt er den Sonnenhirsch. Dieser ist aber „das Symbol der täglich hinter den Berg, in die Unterwelt gehenden Sonne, und so kann der Schuß auf ihn nur

die am Abend nachlassende Kraft der Sonne bedeuten". (Simrock). An die Stelle des Symbols der Sonne setzte das Christentum Christus, die wahre Himmelssonne, und Uller, die Nacht, sah man nun als ein Symbol der in Finsternis und Todeschatten sitzenden Heidenwelt an, die Christus wohl angreift mit ihren Waffen, aber plötzlich anbetend vor ihm die Kniee beugen muß.

6. Kaiser Rotbart.

In dem Berge, welcher die Ruinen der Burg Kyffhausen trägt, sitzt Kaiser Friedrich Barbarossa schlafend am runden Steintische, den Kopf auf die Hand gestützt, von Zeit zu Zeit nickend und mit den Augen zwinkernd. Schon zweimal ist sein Bart um den Tisch gewachsen, wenn er ihn zum dritten Mal umschlingt, wird der Kaiser erwachen, aus dem Berge hinausschreiten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. Dann ergrünt dieser von neuem, und damit bricht eine bessere Zeit an. — Alle hundert Jahre erwacht er einmal, um nach seinen Raben zu schauen. Einst fragte er einen Schäfer, der ihn wachend antraf: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als jener diese Frage bejahte, rief er bekümmert aus: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen“.

Kaiser Rotbart schläft auch im Untersberge bei Salzburg, im Keller seines Schlosses zu Kaiserslautern und im Trifels bei Anweiler. Auch an andere Helden, sowohl an geschichtliche wie an die unserer Heldensage knüpft sich derselbe Mythos. So schläft Siegfried mit anderen Helden im Bergschlosse Geroldseck, Kaiser Karl der Große im heßischen Odenberge und im Kaiser-Karl-Berge zwischen Nürnberg und Fürth, und hinsichtlich des Untersberges schwankt die Sage zwischen ihm, Barbarossa, dem Kaiser Friedrich II. und Karl V. Andere Sagen nennen Etzel und Dietrich von Bern (Theoderich den Ostgothen), den Sachsenherzog Wittekind, den Welfen Eticho, die deutschen Ottonen, den Schweizer Tell, ja sogar den Sandwirt Hofer.

Wird schon dadurch die Sage als Mythos gekennzeichnet,

so lassen uns auch die Einzelzüge derselben nicht im Zweifel darüber, daß unter dem Schläfer nur Wuotan verstanden werden kann. Die Helden, welche mit ihm schlafen, sind die Einherier. Die Raben, die um den Berg fliegen, sind Wuotans Raben, welche er ausgesandt hat, zu erkunden, wie es in der Welt steht. Daß sie den Berg umkreisen, statt hineinzufliegen, sich auf des Gottes Schultern zu setzen und ihm ihre Kunde in das Ohr zu flüstern, ist eine Verdunkelung, welche die Sage im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Auch bricht die Riffhäuser Sage plötzlich ab, ohne daß man erfährt, wodurch die bessere Zeit heraufgeführt werden soll. Diese Frage beantwortet aber die vom Untersberge in Uebereinstimmung mit alten, schon vor einem halben Jahrtausend aufgeschriebenen Sagen. Wenn der Kaiser erwacht, wird auf dem Walserfelde eine blutige Schlacht geschlagen werden. Das ist der letzte Weltkampf, das Weltende. Erst dann, wenn der Kampf entschieden ist — nicht schon, wie die verdunkelte Riffhäuser Sage sagt, wenn der Kaiser hinaustritt — kann der dürre Baum wieder ergrünen, denn dieser ist die Weltesche, die bei der Wiedergeburt der Welt ihren verlorenen Blätter-schmuck zurückerhält.

Auffallend ist an dieser Mythe, daß sie Wuotan im Berge dem jüngsten Tage entgegen schlafen läßt, während doch die Edda Asgards Höhen als Wohnung der Götter nennt. „Allein die deutsche Sage“, sagt Simrock, „hat meist das Aeltere bewahrt, und es fehlt nicht an Spuren gleicher Anschauung im Norden“. „Zu vermuten ist, daß einst sogar Odin, der sich den Mann vom Berge nennt, im Berge wohnte“. „Die eddische Auffassung, wonach die Asen ihre Wohnung im Himmel haben, kann nur eine spätere sein“.

7. Zwergkönig Hübich.

In der Nähe von Grund erhebt sich, weit über die Baumwipfel hinausblickend, der Hübichenstein, ein 40 m hoher feinkörniger Kalkstein-Doppelfelsen mit unzähligen versteinerten Seetierchen, von dem der Dichter singt:

Tief im Gebirg am Tannenhain
Steigt aus dem Thal ein alter Stein:
Er schaut ins Land hinaus gar fern,
Ihm nahn die Menschen nimmer gern.

Dort spannt sein Netz der Epheu aus
Und wölbt ein schattig grünes Haus,
Am Rande schwillt das Moos so weich,
Tief rinnt die Quelle durchs Gesträuch.

Wie einsam ist es auf den Höhn!
Wie schaurig hier die Winde wehn!
Dampf rauscht der wilde Bach herauf
Und sucht durchs Dunkel seinen Lauf.

In den Höhlen unter dem Hübichenstein wohnt der Zwergkönig Hübich oder Gübich mit seinem Völkchen. Silber und Gold und edles Gestein liegt aufgespeichert in diesem unterirdischen Schlosse, und Hübich spendet davon, wie die bekannten Sagen erzählen, an gute und nothleidende Menschen.

König Hübich ist ein „verzweigter“ Wuotan, denn zu den zahlreichen Beinamen dieses Gottes gehört auch Gibich (gotisch Gibiko, altsächsisch Kipicho, nordisch Giuki) d. i. der Geber. Wuotan ist ja, wie wir gesehen haben, nicht nur der Sturm- und Kriegsgott, sondern auch der Geber aller erwünschten Gaben.

Außer dem Hübichenstein trägt im Harze noch der Gibichenstein bei Morungen diesen Beinamen Wuotans.

2. Heidnische Festgebräuche.

Um sie zu erkennen, betrachten wir unsere christlichen Feste an der Hand des Kirchenjahres.

1. Das Weihnachtsfest.

Kein anderes Fest des Kirchenjahres kann sich, zumal in deutschen Landen, diesem lieblichsten aller Feste, auf das die Kinder wochenlang sich freuen und an welchem die Alten wieder jung werden, an die Seite stellen.

Und doch ist es unter allen großen christlichen Festen das lezteingeführte. Nicht die Vorbereitung der Erlösung, sondern die vollendete Thatfache trat, alles andere weit überragend, naturgemäß zunächst in den Vordergrund. Christus um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt, das ist die frohe Botschaft, welche durch die ersten Jahrhunderte der Kirche, alles andere übertönend, hindurchflingt.

Dazu kommt, daß die Zeit der Verfolgung den Gedanken an ein fröhliches Geburtsfest nicht aufkommen ließ. Feierte man doch auch nicht den Geburts-, sondern den Todestag der Märtyrer als ihren Gedächtnistag. Erst als das Christentum aus dem Kampfe mit der heidnischen Weltmacht siegreich hervorgegangen war, konnte der Gedanke an eine fröhliche Geburtstagsfeier des Herrn Wurzel schlagen.

Dieselbe findet sich zuerst im Abendlande. Die älteste Nachricht darüber besteht in einer Weihnachtspredigt des römischen Bischofs Liberius, der von 352 bis 366 auf dem Stuhle Petri saß. Man darf die Entstehung des Weihnachtstfestes demnach etwa in das Jahr 350 verlegen. Binnen wenigen Jahren verbreitete es sich über das ganze Abendland; ja nach einigen Jahrzehnten schon ward es auch im Morgenlande, welches nach dem Vorgange der Gnostiker schon vorher auf den 6. Januar das Fest der Erscheinung Christi gelegt hatte, mit gefeiert. So geht aus einer Weihnachtspredigt des Chrysostomus aus dem Jahre 386, in welcher derselbe sagt: „Es sind noch nicht zehn Jahre, daß dieses Fest bei uns gefeiert wird“, bestimmt hervor, daß es in Antiochien etwa um das Jahr 380 Eingang fand.

Das Weihnachtsfest ward von vornherein am 25. Dezember gefeiert. Fragen wir, weshalb gerade dieser Tag gewählt wurde, so kann die Antwort weder dahin lauten, daß Christus gerade an diesem Tag geboren ist, noch, daß man ihn für den Geburtstag Christi damals hielt. Wissen wir doch mit voller Bestimmtheit nicht einmal das Geburtsjahr des Herrn anzugeben. Nur so viel

steht fest, daß seit Christi Geburt vier bis sechs Jahre mehr verflossen sind, als die gebräuchliche Jahreszahl angiebt.

Auch als das Christentum schon zwei Jahrhunderte Staatsreligion war, rechnete man noch nach der römischen Konsular=Aera, und noch im Jahre 537 befaßl der Kaiser Justinian, daß in allen Urkunden das Regierungsjahr der Kaiser und Konsuln angegeben werden solle. Aber daß eine solche Verordnung nötig war, beweist, daß man sich schon damals vielfach einer andern Zeitangabe bediente. Auch davon abgesehen, daß die letzte Ernennung eines Konsuls im Jahre 541 geschah, machte sich mehr und mehr das Bedürfnis einer neuen einheitlichen Aera für alle christlichen Völker geltend. Nun bestanden damals allerdings zwei räumlich beschränkte christliche Zeitrechnungen, die diocletianische und die armenische. Erstere beginnt mit der großen Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian, mit dem 29. August des Jahres 284, und ist noch jetzt in der koptischen und äthiopischen Kirche (diese zählt indes acht Jahre weniger) in Anwendung; letztere beginnt mit dem Jahre 551, in welchem der armenische Patriarch Moses die Festordnung reformierte. Aber beide entbehrten der Bedeutung, welche sie zu allgemeiner Einführung hätte geeignet machen können.

Schon im Jahre 465 hatte Viktorin oder Viktorius aus Aquitanien vorgeschlagen, die Zeitrechnung an Christi Erlösungswerk anzuschließen und den Karfreitag als Anfangspunkt zu nehmen. Diesen Rat befolgte der römische Abt Dionysius im Jahr 525 in seiner Ostertafel, doch mit der Abweichung, daß er die Jahre von der Fleischwerdung des Herrn zählte.

Die erwähnte Verordnung Justinians vermochte die Verbreitung dieser christlichen Zeitrechnung nicht aufzuhalten, doch war es erst Karl der Große, welcher seine Urkunden nach ihr datierte.

Dionysius nahm bei Aufstellung seiner Aera an, daß bei Christi Geburt 753 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom verflossen gewesen seien, so daß das erste Jahr

seiner Aera vom 1. Januar bis 31. Dezember 754 nach Roms Gründung läuft. Nun ist aber unumstößlich nachgewiesen, daß der jüdische König Herodes der Große, unter welchem Christus geboren ward, und der, wie aus den Evangelien bestimmt hervorgeht, noch einige Zeit nach der Geburt des Heilandes regierte, schon im Anfange des Monats April 750 verstorben ist. Daraus folgt, daß Christus spätestens im Jahre 749 nach Roms Gründung geboren sein kann, also vier Jahre früher, als Dionysius annahm. Wir müßten also jetzt statt 1890 1894 schreiben. Vielleicht aber sogar schon 1895 oder 1896, denn die Evangelien geben keinen Aufschluß darüber, wie lange sich Joseph mit Maria und dem Jesuskinde in Egypten aufhielt.

Läßt sich das Jahr der Geburt des Herrn wenigstens annähernd bestimmen, so ist hinsichtlich seines Geburtstages selbst dieses nicht einmal möglich. Nur soviel läßt sich mit Wahrscheinlichkeit sagen, daß derselbe nicht in den Winter fällt. Nach dem Talmud wurden nämlich die Herden im November eingetrieben und blieben den Winter über in den Ställen. Bei Christi Geburt war aber der Stall noch leer, und die Hirten waren noch mit ihren Herden auf dem Felde. Wäre insbesondere für den 25. Dezember in den ersten christlichen Jahrhunderten eine Ueberlieferung vorhanden gewesen, so müßte sie sich im Morgenlande finden. Hier aber war man noch, als das Abendland den 25. Dezember feierte, geneigt, Christi Geburt am 6. Januar zu feiern.

Wodurch aber ward man denn veranlaßt, die Geburtstagsfeier unseres Herrn auf den genannten Tag zu legen? Wie sich das Oster- und Pfingstfest an jüdische Feste anschließen, so hat Paulus Cassel einen solchen Anschluß auch für das Weihnachtsfest in Anspruch genommen. „Er beruft sich“, sagt Abt D. Uhlhorn, „auf Haggai 2, 18.“ Dort ist von dem neuen Tempel die Rede, dessen Herrlichkeit größer sein soll, als die des ersten. Diese Weissagung geschah am 24. Tage des 9. Monats, ein Datum, das in jenem Kapitel dreimal mit besonderer Betonung wiederholt wird. Dann heißt es: „Richter

doch Euren Sinn von diesem Tage an und weiter, daß gegründet werde der Tempel des Herrn. Von diesem Tage an werde ich segnen. An demselbigen Tage werde ich Dich nehmen und legen Dich an wie einen Siegelring, denn ich habe Dich erkoren." Als später die Makkabäer nach der Befreiung vom syrischen Joche den verunreinigten Tempel wieder weihten, begingen sie diese Weihe am 24. Tage des 9. Monats, und seitdem feierten die Juden diesen Tag als den Weihetag. Allein mit der makkabäischen Tempelweihe war die Weissagung des Propheten noch nicht erfüllt. Für die Christen erfüllte sie sich in Christo. Er ist der rechte Tempel, und sein Geburtstag der Tag der wahren Tempelweihe. Gerade den Juden gegenüber, die der Sitte nach mit strahlenden Lichtern den Weihetag ihres Tempels feierten, begingen die Christen ihre Weihenacht auch mit strahlenden Lichtern am 24. des 9. Monats, das ist, da der erste jüdische Monat mit dem April zusammenfällt, am 24. Dezember. So künstlich diese Auseinandersetzung des gelehrten Mannes auch ist, so entbehrt sie doch jeder Beweiskraft, wenn man bedenkt, daß niemals der 24., sondern daß von vornherein der 25. Dezember als Christi Geburtstag gefeiert ist; daß ferner das Weihnachtsfest, wenn es an die Stelle eines jüdischen Festes getreten wäre, sich naturgemäß zuerst bei den Judenchristen, in der morgenländischen Kirche finden müßte; und daß endlich die ältesten Nachrichten über das Weihnachtsfest, die erhaltenen Predigten, Gebete und Lieder, auch nicht die leiseste Spur dieser Anknüpfung an das Fest der Tempelweihe, auch nicht einmal eine andeutende Beziehung auf die erwähnte Stelle des Propheten Haggai aufweisen.

Vielmehr kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der 25. Dezember mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche dieser Tag im Naturjahre hat, für die Geburtstagsfeier Christi ausgewählt ist.

In wunderbar sinniger und doch so einfacher Weise ist das Kirchenjahr mit dem Naturjahre verknüpft. Die vier Wendepunkte des letzteren sind nach dem Julianischen Kalender, der hier allein in Betracht kommen kann, der

25. März, 24. Juni, 24. September und 25. Dezember. Der 25. Dezember galt als der kürzeste Tag den Römern und Germanen und anderen Völkern als der Geburtstag der Sonne, denn von ihm an fangen die Tage wieder an zu wachsen. Den längsten Tag, den 24. Juni, sah man dagegen als den Todestag der Sonne an, weil die Tage von da an abnehmen. Wie man auf diesen den Geburtstag Johannis des Täufers legte, der da gesagt hat: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“, so legte man auf jenen den Geburtstag Christi, der da ist die große Sonne, „der Ausgang aus der Hölh“, die Sonne der Gerechtigkeit, „das wahrhaftige Licht“, das in die Welt gekommen ist, alle Menschen zu erleuchten. Auf die beiden Tag- und Nachtgleichen, 24. September und 25. März, wurde Johannis und Christi Verkündigung gelegt, so daß die Wahl dieser Tage sich aus jenen erklärt.

Anderer (z. B. Piper in seinem Evangelischen Jahrbuch) schlagen den umgekehrten Weg ein. Sie weisen darauf hin, daß man den Frühlingsanfang als Bild des Weltanfangs und den Tag der Frühlingsnachtgleiche als Tag der Welterschöpfung ansah, und sind der Ansicht, daß man auf diesen Tag Christi Menschwerdung (Empfängnis) als den Anfang der zweiten, neuen Schöpfung gelegt habe. Eine Beziehung auf das Naturjahr geben also auch diese zu, nur erklären sie den 25. Dezember aus dem 25. März.

Der Wahl des 25. Dezember für den Weihnachtstag liegt demnach keine Ueberlieferung zu Grunde, sondern der Gedanke, daß in Christo der Welt das Licht aufgegangen ist, das uns allzeit leuchtet bis in's ewige Leben. —

Wie das Christentum der Sauerteig ist, der den ganzen Teig durchsäuert und umgestaltet, so hat die Kirche auch absichtlich und unabsichtlich die Naturanschauungen und die als Resultat derselben erscheinenden Festgebräuche unserer heidnischen Vorfahren umgestaltet und dem Wort der Wahrheit und der Festfeier der großen Heilsthatsachen dienstbar gemacht. Wer denkt dabei nicht an den Weihnachtsbaum, den Mittel- und Glanzpunkt der deutschen Weihnachtsfeier! Wohl hat Paulus Cassel ihn

als jüdische Sitte angesprochen und ihn aus dem Leuchter erklären wollen, der am Tempelweihetage als Abbild des Tempelleuchters in jüdischen Häusern brannte. Aber wie sollte denn gerade unser deutsches Volk dazu kommen, jene jüdische Sitte umgestaltet wieder aufzunehmen! Nein, der Christbaum ist aus germanisch=heidnischem Boden erwachsen und von deutsch=christlicher Sinnigkeit in die Gestalt verklärt, die ihn würdig macht, ein Abbild Christi selber zu sein.

Daß unsere heidnischen Vorfahren an ihrem Julfeste einen Tannenbaum mit Lichtern und Gaben geschmückt haben, läßt sich allerdings nicht nachweisen. Aber wir wissen, daß ihnen die Tage vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, „die Zeit der zwölf Nächte“, in denen die Sonne gleichsam stillzustehen scheint, eine heilige war, in denen sie die Götter sich besonders nahe glaubten, in denen Waffen und Arbeit ruhten. In dem Knecht Ruprecht (Hrúodperat, d. i. der Ruhmgänzende) und in dem heiligen Nikolaus, dem Schimmelreiter, ist noch heute Wuotan zu erkennen, der in den „Zwölften“ mit seinem Gefolge seinen Umzug hielt, und viele Züge der milden, freundlichen Hulda oder Bertha (d. i. die Brächtige), welche die Fleißigen mit Gaben erfreut und die Trägen straft, sind auf Maria oder das Christkind übertragen. Sogar die Tiere aus Ruchenteig, mit welchen wir den Weihnachtsbaum zieren, erinnern an die den Göttern heiligen Tiere, besonders an den Eber Fro's, des Sonnengottes. „Zwölf Tage lang herrichte in den Wohnungen und auf den Straßen festlicher Jubel, wobei jeder Gast willkommen war; auf dem Herde brannte der Weihnachtskloß, den sich jeder aus den Wäldern holen konnte, ohne als Holzfrevler bestraft zu werden, und in der mit Grün geschmückten Halle klangen während des Festmahles besondere Lieder zum Preise des Sonnenkinds.“ (v. Reinsberg-Düringsfeld Seite X.)

Ist nun aber die Thatfache, daß der Weihnachtsbaum mit dem deutschen Heidentum zusammenhängt, kein Grund, ihn zu verschmähen? „Verschmähte doch,“ antwortet Simrock (Deutsche Mythologie Seite 566) darauf, „auch

das Christkind die Gaben, Gold, Weihrauch und Myrrhen, nicht, die ihm heidnische „Könige“, die Waisen des Morgenlandes, als Eingebinde zu Füßen legten. Und dürfen wir uns für so viel strahlenden Glanz nicht auf Luthers Worte berufen:

Das ewige Licht geht da hinein,
Giebt der Welt ein'n neuen Schein;
Es leucht't wohl mitten in der Nacht,
Aus uns des Lichtes Kinder macht?"

„Unser Christentum“ — sagt Abt Dr. Uhlhorn, dem ich hier gefolgt bin — „müßte sehr engherzig sein, und wir müßten wenig wissen von der weltumfassenden und weltumwandelnden Kraft desselben, wenn uns der Gedanke, daß wir hier eine heidnische, christlich umgewandelte Sitte haben, gegen dieselbe mißtrauisch machen wollte, als ziemte es einem ernstern Christen nicht, so die Geburt seines Herrn zu feiern. Im Gegentheil wollen wir uns freuen, daß in unserm Volke Nationales und Christliches einen so engen Bund geschlossen haben. Nun hat ja auch der Tannenbaum eine ganz andere Bedeutung bekommen. Seine Lichter reden nicht mehr von der wiederkehrenden Sonne, und seine grünen Zweige zeugen nicht mehr bloß davon, daß in der winterlich erstorbenen Natur noch das Leben verborgen schlummert und bald wieder erwachen wird, sondern von dem ewigen Lichte, das in Christo erschienen, und von dem ewigen, nimmer welkenden und ersterbenden Leben, das er gebracht hat. Die Bedeutung des Tannenbaums in christlichem Sinne kann ja nicht zweifelhaft sein. Es ist der Baum des Paradieses, der Baum des Lebens im Paradiese, den der Tannenbaum abbildet. Dahin deutet auch die weit verbreitete Sitte, daß an den Tannenbaum das Bild Adams und Evas aus Teig gebacken gehängt wird, dahin mancher Volksglaube, wie der, daß in der Weihnachtsnacht der Schnee schmilzt, die Bäume blühen, die Tiere Sprache gewinnen und reden können. Das Paradies ist wiedergekehrt, der Bann der Sünde von der Erde genommen, die Kreatur wird wieder frei, und der Baum des Lebens steht wieder da mit seinen Früchten. Mitten im kalten Winter, im

Schnee und Eis ein grünender, strahlender, mit Früchten und Gaben behangener Baum — kann es ein schöneres Bild dessen geben, was der Herr uns gebracht? Mitten in dieser Welt voll Sünde und Tod, da es noch winterlich ist, und wir des Winters Stürme oft genug erfahren müssen, haben wir doch schon neues, grünendes Leben, Friede und Freude und die Hoffnung, daß einmal der Schnee schmelzen und der Winter weichen wird, daß einmal ein schöner, reicher Frühling kommt, da das Paradies Gottes, das verlorene, uns in Christo neu geschenkt, voll und ganz wiederkehren wird.“

2. Fastnacht.

In den meisten Orten der Harzlande wird der Montag, in einigen der Dienstag nach dem Sonntage Estomihl als „Fass'labend“ gefeiert.

Früh morgens besuchen die Kinder ihre Gevattern und Verwandten, um sie zu fuën, d. i. mit Tannenzweigen an die Waden zu schlagen. Dabei rufen sie (im Westharze): „Butte gärn geben!“ (Wilst Du gern geben), bis ihnen ein kleines Geldgeschenk gereicht wird. Man „fuët“ auch wohl die Langschläfer aus dem Bette heraus.

Nachmittags werden „Prilken“ (Fastnachtskrapsen) gegessen, und abends finden Schmausereien auf gemeinschaftliche Rechnung derer, „die zusammen gehen“, statt. Vielfach besteht der Schmaus nur in „süßem Kaffee“ und Kuchen.

Früher zogen auch wohl die Gesellen umher, um bei den Meistern Würste einzusammeln, die dann von zweien auf einer Stange getragen wurden.

Gruppen Verkleideter durchziehen die Straßen und statten den fröhlichen Fastnachts-Gesellschaften einen Besuch ab. Vielleicht wird in dem einen oder anderen Orte auch noch ein als Bär Vermummter an der Kette umhergeführt.

Die Fastnachtsbräuche sind entstellte Reste des germanisch-heidnischen Frühlingsfestes. Insbesondere ist in

dem Bären, der umhergeführt wird, der Repräsentant des Winters zu erkennen.

3. Ostern.

In der Osternacht gehen die jungen Mädchen zum Flusse oder Bach, schöpfen ernst und schweigend Osterwasser und tragen es schweigend heim. Dasselbe hält sich das ganze Jahr, vertreibt die „Sonnenflecken“ (Sommerprossen) und verleiht Schönheit. Aber oft ist die Mühe des Schöpfens vergeblich, denn die jungen Burschen lauern den Mädchen auf dem Heimwege auf und verführen sie zum Lachen oder Sprechen. — Dieser Brauch ist im Schwinden.

Nachmittags schlägt die Jugend Ball auf dem Anger. Darnach suchen die Kinder buntbemalte Eier („Pascheier“), die der Osterhase für sie versteckt hat. — Dieser letzte Brauch findet sich vorwiegend nur in besser gestellten Familien.

Das Osterfeuer wird am Abend vor Ostern entzündet. Jede Ortschaft wählt für dasselbe eine weithin sichtbare Höhe und sucht in der Größe des Feuers die Nachbarorte zu überbieten. Von günstig gelegenen Bergen, z. B. vom Weinberge über Netze, zählt man gegen 30 Feuer. Alt und Jung findet sich bei demselben ein. Die Wasen (das Reisig) zu dem Hauptfeuer liefert an manchen Orten die Gemeinde, an anderen werden sie von den Knaben Haus bei Haus eingesammelt. Auch leere Teertonnen werden erbeten und gegeben. An diesem hoch aufflammenden Feuer entzündeten die Knaben ihre 2 bis 3 m langen Fackeln. Wem noch die Kraft fehlt, sie zu schwingen, stellt sich (an manchen Orten) unter dem Schutze seines Vaters mit einem alten Besen aus Birkenreisern ein, dessen Hobelspäne und Heдебüschel zum Jubel der Kleinen knisternd aufklackern.

Wie der Name des Auferstehungsfestes unseres Herrn noch heute an Ostara, die germanische Göttin des wiederkehrenden Frühlings und des aufsteigenden Lichtes erinnert, nach welcher unser April bei unsern heidnischen

Vorfahren „Ostarmanoth“ hieß, so sind auch die Osterbräuche trotz ihrer christlichen Umdeutung als ursprünglich heidnische noch immer zu erkennen.

Der Ostara, die der Erde neue Fruchtbarkeit verleiht, wurden Eieropfer gebracht, denn das Ei ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Nachdem die Kirche dasselbe für ein Symbol des Erlösers erklärt hatte, der aus dem Grabe zum Leben erstanden, um uns aus dem Tode zum Leben zu führen, wurden die bisher der Göttin geopfert Eier den Pfarrern als Ostergabe geliefert, eine Abgabe, die erst in den letzten Jahrzehnten abgelöst ist.

Auch beschenkte man am Feste der Ostara sich gegenseitig mit Eiern, wie die uns verwandten Perser bei ihrem Jahresanfang noch heute thun. Wenn auch der schnelfüßige Hase der Ostara wohl nicht dieselben Dienste leistete, wie die besflügelten Rosse der Eos, der griechischen Göttin des anbrechenden Tages, so bringen ihn doch nicht wenige auf uns vererbte Sagen aus der heidnisch-germanischen Zeit in Beziehung zu Leben und Fruchtbarkeit, so daß schon hieraus zu erklären ist, wie gerade der Hase zu der Ehre gelangt, der Geber des Eies, des Symbols des Lebens, zu sein. — Ueberhaupt gehört der Hase zu den guten Elben. Darum heißt noch jetzt das Stück Brot, welches die Eltern ihren Kindern aus Wald und Feld mitbringen, das sie „dem Hasen abgejagt haben“, Hasenbrot. (Mannhardt, germanische Mythen 410).

Die Osterfeuer galten teilweise auch Donar, dem Gewittergotte, und Freyr, dem Sonnengotte. Mittels ihrer erflehte man von ihnen Segen für die Saaten. — Die Kirche deutete diese heidnischen Bittfeuer in christliche Freudenfeuer um. —

Mit Ausnahme des äußersten Südostens werden im ganzen Harzgebiete Osterfeuer abgebrannt. Die Grenzorte für dieselben sind Kelbra, Sittendorf, Tilleda, Benningen, Hohlstedt, Leinungen, Morungen, Wippra, Mansfeld, Leimbach; die Orte Ringleben, Borzleben, Hackpiffel, Brücken, Wallhausen, Sangerhausen, Kiestedt, Bettelrode, Grillenberg, Bölsfeld haben schon Johannisfeuer.

4. Walpurgis.

In der Walpurgisnacht reiten die Hexen auf Osegabeln und Ziegen nach dem Bloßsberge, um sich dort mit dem Teufel und seinen Engeln eine lustige Nacht zu machen. Um das Vieh vor ihnen zu schützen, machte man an die Stallthüre mit Kreide drei Kreuze. Dieser Aberglaube ist indes in den meisten Orten als völlig erloschen anzusehen. —

Indem ich im allgemeinen auf Seite 10. 82. zurückweise, bemerke ich hier nur noch Folgendes:

Die 12 ersten Maitage waren bei unseren heidnischen Vorfahren gleich den 12 Nächten der Winterjonnenuende eine heilige Zeit. Diese ist die Zeit der stürmischen Brautwerbung Wuotans, jene die Zeit seiner Vereinigung mit Freija. Diese Vermählung ward namentlich in der ersten Mainacht durch ein großes Opferfest mit Gelage, Tanz und Spiel gefeiert. Auch der Landtag, auf dem u. a. die Jünglinge wehrhaft und damit heiratsfähig gemacht wurden, ward in den ersten 12 Tagen des Maies abgehalten und hieß deshalb Maifeld oder Mailager.

5. Pfingsten.

In den letzten Tagen vor Pfingsten werden unter fröhlichem Beitschengeknalle die mit Kränzen geschmückten Pfingstochsen durch die Straßen geführt.

Als im Vorharze die Rüche noch auf den jetzt getheilten Gemeindeängern weideten, trieb der Hirt am ersten Pfingsttage zum Walde und bekränzte dort mit grünem Laube die Ochsen und die schönsten Rüche. Dafür holte sich die Hirtenfrau von den Besitzern der dadurch ausgezeichneten Tiere ein Stück Kuchen oder ein Geldgeschenk.

In der Pfingstnacht holen die jüngeren Burichen trotz der verstärkten Forstpolizei aus dem Walde grüne Birken und nageln sie ihren Auserwählten als Maibäume vor die Thür. Manches junge Mädchen durchwacht, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, den größten Theil der Nacht und beruhigt sich erst, wenn die erschten Hammerschläge erfolgen. Hin und wieder werden einer spröden

Schönen von einem verschmähten Liebhaber statt der Maibäume Dornen vor das Haus gebracht und Flachsſchebe gestreut.

Am Nachmittage des 1. Pfingsttages wird ein Ausflug zum Walde gemacht.

Diese Pfingstbräuche sind sämtlich Reste des mehr erwähnten altgermanischen Frühlingsfestes, an dem man den Sieg des Sommers und der Sonne über den Winter, des Gottes Thor über die finstern Winterdämonen, feierte. Wenn sie auch eine Umdeutung in christlichem Sinne nicht zuließen, so „konnte sich doch“, sagt Simrock, „die Feier der erneuten Ausgießung des Naturlebens leicht an die der Ausgießung des heiligen Geistes anlehnen“.

6. Das Johannisfest am Oberharze. *)

1. Wie der Oberharz eine oberdeutsche Sprachinsel bildet im Lande der alten Sachsen und Thüringer, so hat er auch seine besonderen Sitten und Bräuche. Der vom Vater auf den Sohn ohne Unterbrechung vererbte Beruf, das durch diesen bedingte Gebundensein an die Scholle, das tiefe Heimatsgefühl, das er mit allen Bergbewohnern gemein hat, die frühere Unwegsamkeit des Gebirges und dessen scharfe Begrenzung auf den meisten Seiten: dieses und manches andere hat es dem Oberharzer leicht gemacht, Sprache und Sitten seiner Väter durch Jahrhunderte in dem fremden, nur zur Heimat gewordenen Lande treu zu bewahren. Er ist so fest gewachsen in diesem Boden, den er sich mit Schlegel und Eisen zu eigen gemacht hat, daß ihm selbst die Kunde vom Stammsitze seiner Väter, von einer Einwanderung derselben in die damalige Wildnis desselben entschwunden ist, aber dennoch trägt er noch immer die Spuren seiner mitteldeutschen Heimat unverkennbar und unverwisch an sich, selbst da noch, wo er, wie in Altenau, mit den Niedersachsen in Berührung und Vermischung gekommen ist, am ausgeprägtesten aber in Klauenthal-Zellerfeld, Wildemann und Andreasberg.

Daß er das Johannisfest gleich den Marien- und allen

*) Quellenangabe in meinem „Harz“.

anderen kleinern Festen noch jetzt an dem Tage kirchlich begeht, auf welchen sie fallen, nicht am nächstfolgenden Sonntage, ist nicht dahin zu rechnen. Wohl aber ist die Volksfeier des Johannistages — dieses Stück Heidentum — entschieden ein Erbeil aus der oberfränkisch-fränkischen Heimat.

Wir wollen uns dieselbe in Klauenthal, der größten unserer Bergstädte, ansehen.

Schon am Tage zuvor sind viele Hände beschäftigt, die Feier in hergebrachter Weise vorzubereiten. Bergleute tragen zu dreien oder vierten grüne, auf allen Seiten gleich schön bewachsene Tannen zur Stadt herein. Sie sind ihnen für 50 oder 75 Pfennig von den Förstern angewiesen, und früher, als noch Forst und Bergbau einen Haushalt bildeten, kosteten sie überhaupt nichts. Frauen und Mädchen binden Kränze und Guirlanden von Tannhecke und Blumen und von den ein ganzes Jahr lang sorgsam gesammelten Eierschalen. In der Mitte der Straße werden mit stillschweigender Genehmigung der Polizei einige Steine aus dem Pflaster gebrochen, der Tannenbaum wird bis zur Höhe von 1 bis 1½ m von Zweigen und Rinde befreit, in seinem oberen Teile bis zur Spitze mit Blumenkränzen, Eierguirlanden und bunten Bändern geschmückt und dann mit Hülfe der Nachbarn behutsam aufgerichtet und mit Steinen verkeilt. Nun brauchen nur noch die großen Guirlanden von den Häusern zu den Bäumen gezogen, die Kränze an das Haus genagelt, etwaige Transparente angebracht zu werden, und die Belustigung kann ihren Anfang nehmen.

Wie in der Sachsenstadt Goslar fränkische Sitten und Feste nur im Frankenberger Viertel sich finden, so beschränkt sich jetzt auch in Klauenthal, obwohl die Bewohner dieser Stadt mit ganz geringer Ausnahme ein und demselben Stamme angehören, die Volksfeier des Johannistages auf die Straßen, welche fast ausschließlich von Berg- und Hüttenleuten bewohnt werden.

Der Morgen des Johannistages, in dessen erster Stunde die Wunderblume unter dem Farnkraut blüht, welche alle Schätze der Berge offenbart, ist angebrochen

und kündigt günstiges Wetter an. Zur Grube ziehen nur wenige heute, die meisten arbeiten den Tag ein, denn arbeitsfrei sind die kleinen kirchlichen Feste nicht mehr.

Bald nach dem Nachmittags-Gottesdienst nimmt die Lustbarkeit ihren Anfang. Zunächst ist es aber nur die Schuljugend, welche sich um den Tannenbaum mit dem Rufe:

(1.) Tripp trapp!

Räsenapp!

Heute ist der Johannistag!

versammelt. Knaben und Mädchen in bunter Abwechslung schließen einen Kreis um jeden Johannisbaum und springen fröhlich herum. Dabei singen sie mit ihren hellen Stimmen die alten Johannislieder nach ihren zum Teil recht ansprechenden Volksmelodien. Die Zuschauer, die sich vereinzelt schon jetzt einsinden, werden wohl von den Knaben durch ein vorgehaltenes Band „gehemmt“, bis sie sich durch einige Pfennige freie Passage erkaufen. (Uebrigens ist dieses Hemmen in Klauenthal fast ganz abgekommen. In anderen Harzorten, z. B. in Schulenberg, wird es noch in vollem Umfange geübt.)

*) Zuweilen sind auf dem Trottoir hie und da schmale, mit kleinen Tannen umfriedigte und mit Brettern gedielte Tanzplätze vor den Häusern angelegt. Hier sitzen die Hausbewohner und die Nachbarn um den Tisch herum und schauen behaglich dem Treiben der Kinder zu. Der große mit Broihan gefüllte Seeburger Krug macht fleißig die Runde, und die langen Pfeifen, gefüllt mit dem traditionellen „Briestabak“, qualmen aufs beste. Großvater im Kattunkamisol erzählt von vergangenen Zeiten, vom „Hans-Narren-König“**) Hieronymus und der Königin

*) Die Volksfeier des Johannisfestes ist im Rückgange. Im Nachfolgenden ist sie — wie der Oberharzer auch ohne dies erkennen wird — so geschildert, wie sie sich noch vor zwei Jahrzehnten darstellte.

**) Wie jener Bauer den Namenszug dieses Königs vor dem Braunschweiger Schlosse „Hei Nimmt Rietut!“ sich deutete, so liest man das verschlungene HN auf den westfälischen Cent- und Fünfscentstücken „Hans Narr“ und nennt diese Geldstücke Hansnarrenpfennige.

Natharina, die sich im Hunde spazieren fahren ließen bei der Grube Dorothee und nicht müde wurden, sich von einem alten Bergmann Lieder vorspielen zu lassen auf dem wunderlichsten aller Musikinstrumente, dem Hinterleder; von den beiden Harzer Schützenkorps, welche dann die Franzosen, die mit Raubbau den Harz zu Grunde richten wollten, vertreiben halfen, von bergmännischen Aufwartungen und Grubenbränden. Dazwischen spielt der Vater eins auf der Harzzither, und dem jungen Pärchen, das den Erzählungen, so interessant sie auch waren, nur halbes Ohr geliehen hat, zuckt's in allen Gliedern: Wenn nur die Dämmerung erst käme!

Oben vor der Straße an der Wiese ist unter einer Art Ehrenpforte ein größeres Quadrat mit Tannen umsteckt und mit langen Tafeln und improvisierten Bänken besetzt. Da geht's fröhlich her bei Bier und Wurst, und die bereits zahlreich angekommenen Zuschauer genießen sich nicht im geringsten. Eine Harzzither, eine Ziehharmonika, eine Triangel, eine Geige und ein Horn, von musikalischen jungen Bergleuten gespielt, bilden das Orchester, und ist es auch wunderbar zusammenge setzt, so ist die Musik doch harmonisch und das Spiel taktfest. Es liegt ein eigentümlicher Reiz in dieser Harzer Bergmannsmusik, die man nirgend sonst hört. Das Harzer Nationallied „Glückauf, ihr Bergleut!“ ist immer schön, man muß es aber von einer Harzkapelle gehört haben, um ganz verstehen zu können, wie es alt und jung zu begeistern imstande ist.

Nun endlich beginnt's zu dunkeln. Schon brennen die qualmenden Grubenlichter und die bunten Papierlampions an den Bäumen und Guirlanden. Den Kindern werden die kleineren Bäume auf der unteren Straße angewiesen, „Bursche“ und „Jungfern“ schließen in langer Reihe Kreise um die Bäume, und der Reihentanz beginnt. Er geht links herum wie die Sonne. In der Mitte steht ein Bursch, um sich aus dem singenden Kreise eine Jungfer auszusuchen. Er wartet, bis es Zeit ist. Sie singen:

- (2.) Ich bin ein lustiger Weidemann,
ich suche mir ein Revier,

ein Hirschlein, das ich schießen kann,
 ein hübsches, munteres Tier.
 Es giebt der munteren Tiere so viel,
 drum, Jäger, nimm dir eins zum Ziel!
 Puff!

Mit ausgestrecktem Arme bezeichnet der Bursche,
 welchen man umtanzt, ein junges Mädchen. Dieses tritt
 zu ihm in den Kreis, und der Gesang geht weiter:

Der Schuß, der ist geschehen,
 man muß das Wild ansehen.

Dabei dreht der Bursch sein Wild ein paarmal um
 sich selbst, küßt es und stellt sich auf den Platz, welchen
 das Mädchen vor dem Schusse einnahm. Nun ist dieses
 der Jäger und der Hirsch ein Bursch.

Zur Abwechselung werden folgende Lieder angestimmt:

- (3.) Jagt mir doch das Hirschlein aus der Weide;
 du, nur du bist meines Herzens Freude.
 Wechselt mir die spanische Pistole,
 daß ich kann mein Schäglein wieder holen.
 Ei, so komm doch her, mein Kind,
 weil ich dich jetzt wiederfind.
 Treue, treue liebe mich
 und vergiß das Küßlein nicht.
- (4.) Wo treff ich meinen Schäfer (meine Schäfrin) an,
 wo werd ich ihn (sie) wohl finden,
 der (die) mir mein Herz versüßen kann?
 Wohl unter einer Linden,
 wohl unter einem grünen Busche,
 da ich meinen Schäfer (meine Schäfrin) suche,
 unter einer Linden,
 da werd ich ihn (sie) schon finden.
 O Schäfer (Schäfrin), Sie bleiben stille stehn,
 nicht deucht, ich sollt Sie kennen.
 Warum wolln Sie so von mir gehn
 und sich so von mir trennen?
 Ei, so will ich mich zu Sie (!) wenden,
 fassen Sie bei beiden Händen,
 und Sie werden desgleichen
 auch mir ein Küßlein reichen.

(Nach der Angabe eines alten Klauenthalers früher
 auch in dieser kürzeren Fassung:

Wo treff ich meinen Schäfer an,
 wo werd ich ihn wohl finden?

Wohl unter einer grünen Tann,
wohl unter einer Linden;
wohl unter einer grünen Buchen
da will ich meinen Schäfer suchen
und mich mit ihm vergleichen
und ihm ein Küßlein reichen.)
(Kuß!)

(Schneller:) O wie glücklich ist die Stund,
da ich meinen Schäfer fund.

Soll das Küßfen rascher gehen, so wird folgendes Lied
gesungen:

(5.) Ich ging in den Rosengarten,
eine Dame zu erwarten,
die mir schenket einen Kuß.

Man stellt auch wohl, wenn der Kreis sehr groß ist, zwei Bursche oder Jungfern zu gleicher Zeit in die Mitte.

Wie die Lieder zeigen, ist's bei allen auf das Küßfen abgesehen. Selten nur sträubt sich ein junges Mädchen, das zum ersten Male in den Kreis gerufen wird, gegen den Kuß. In der Regel wird er als etwas Selbstverständliches, allenfalls unter verschämtem Erröten, gewährt. Er gehört zum Johannisfeste, wie der Kuß des Russen zum Osterfeste und der Kuß unter der Mistel zum Weihnachtsfeste des Engländer.

Von den schmalen Tanzböden auf dem Trottoir sind Tische und Stühle weggeräumt, und rastlos schwenkt sich Paar um Paar zwischen der engen Tannenbrüstung und den blumengeschmückten Fenstern nach den Klängen von Zither, Triangel und Harmonika. (In den letzten Jahren fehlten diese Tanzböden).

Da plötzlich erhebt sich gewaltiger Jubel unten auf der Straße. Eine Schar Verkleideter ist angekommen und hat sich sofort dem nächsten Kreise eingereiht. Die meisten karrikieren die Moden vergangener Zeiten. Da giebt es lange bis auf die Waden reichende blaue Fracks mit blanken Knöpfen und hohem, steifem Kragen, enge gelbe Beinkleider und wunderliche Gebilde von Hüten, fast zu groß als Hutfutteral in der Gegenwart; da sind Tonnenreife als Krinoline und Strohhüte, die wie das

Scheuleder der Pferde die Augen zwingen, immer geradeaus zu sehen; wenn ein Kuß kommt, muß die Strohbarriere zurückgeschoben werden. Doch alle diese Gestalten kommen auch im „Lande“ vor (der Harzer teilt bekanntlich die Erde ein in Land und Harz). Dem Oberharze eigentümlich, aber nicht auf das Johannisfest beschränkt, ist das „Heckmännle“, der von Kopf zu Fuß in Tannhecke und Moos eingenähte wilde Mann, bewehrt mit einer mannhohen grünen Tanne. Da indes dieses Gewand viel Mühe macht, so sieht man die Heckmännchen nur noch selten, und dann meistens bei Schützen- und Bergfesten.

Auch Masken zu Fuß und Wagen drängen sich durch das Menschengewühl, (1870 und in den folgenden Jahren gewöhnlich Napoleon mit Gemahlin in französischen Phantasie-Uniformen.) — Jetzt hat die Lust ihren Höhepunkt erreicht. Jeder Baum ist der Mittelpunkt eines tanzenden und singenden Kreises. Hunderte von Zuschauern und Zuschauerinnen aus allen Ständen und Stadtteilen wogen die Straße auf und ab. Mancher muß wider seinen Willen einen Augenblick am Tanze teilnehmen. Andere, und unter diesen auch Söhne fremder Länder und Erdteile, schließen sich freiwillig an.

Nachdem die vorgenannten Lieder einige Stunden lang gesungen sind, geht man wohl zu den Johannisliedern über, bei welchen das Küssen nicht gerade als die Hauptsache erscheint. Auch sonst sucht man möglichst Abwechslung in den Tanz zu bringen. Zwei Kreise vereinigen sich zu einem großen, ziehen die Straße hinauf und hinab und lösen sich wieder in kleinere Kreise auf.

Von den Johannisliedern sind mir noch folgende bekannt:

- (6.) Ewerette (Eberraute, Artemisia abr.), Mirtenkraut
steht in unserm Garten,
die (Luije) ist die Braut,
will nicht länger warten.
(Lotte), gieb den Küßen was,
laß die Glücke saufen.
Traut den Junggesellen nicht,
laßt sie alle laufen.

(7.) Die Jungfer (der Bursche) hat sich umgewandt;
 so rar
 wie ein Haar,
 so klein
 Hühnelein
 Dreißig, vierzig, fünfzig Jahr.
 der Bursche (die Jungfer) wend sich um.
 (Auguste) hat sich umgedreht,
 der Liebste hat den Kranz beschert.
 Wir treten auf die Kette;
 Kette klinget hell und klar;
 es sind gewesen sieben Jahr,
 sieben Jahr sind 'rum,
 Die (Zette) dreht sich 'rum.

(8.) Wer steht da draußen vor der Thür
 und thut so leise klopfen?
 Ich bin der Fürst (die Fürstin), ich stehe dafür,
 ich habe hier was zu suchen.
 Ich hab verloren meinen Schatz
 allhier, allhier auf diesem Platz.
 Drum schließet auf den Garten. —
 Du bist mir viel zu witzig. —
 Deine Reden sind mir viel zu spitzig.
 Du bist von Flandern,
 (Altenau: Du bist von vielem Flandern,
 liebst heute mich und morgen einen andern —
 aber du, mein Engel, mein Trost, mein Leben,
 dir will ich ein Küßlein geben.

(9.) O Jammer, Jammer! höre zu,
 was ich dir sagen werde!
 Ich hab verloren meinen Mann;
 mach auf, mach auf den Garten!
 Ich will mal sehn, ob ich ihn nicht
 noch einmal wiedersehe.

O schau, o schau, hier ist mein Mann;
 hier soll ich ihm zu Füßen,
 und der mich stets geliebet hat,
 den werd ich einstmals küssen.
 Nun steh ich wieder auf zu dir
 und mache einen Diener dir.

(Andreasberg:

O Jammer, Jammer! höre zu,
 was ich dir einst will sagen.
 Ich hab verloren meinen Schatz;
 ichliehst auf, ichliehst auf den Garten!

Ich will mal zusehn, ob ich ihn
nicht einstmals wieder finde.
Ach Schatz, ach Schatz, du bist mein Schatz!
Drum fall ich dir zu Füße
und stehe wieder auf zu dir
und mache ein Empfehl = mich = ihm.)

- (10.) Ach Tannenbaum, ach Tannenbaum,
du bist ein grüner Zweig.
Wie grünest du den Winter,
du schöner Sommerzweig!
- (11.) Der Kirschbaum hat sein Laub verloren,
wer soll denn dafür sorgen?
Das soll die Jungfer (Anna) thun,
drum wünschen wir ihr guten Morgen.
Guten Morgen! Guten Morgen!

In Wildemann, Altenau und Grund wird auch das bekannte Lied: „Es fuhr ein Bauer ins Holz“, und in den beiden erstgenannten Städten auch: „Wer mir die Gans gestohlen hat“ beim Johannisbaum gesungen.

So geht's fort bis 11 oder 12 Uhr nachts. Dann hat sich die Zuschauermenge verloren. Die Bursche gehen mit ihren „Mädels“ in die Häuser und tanzen in der ausgeräumten Stube Schottisch, Galopp und Walzer. In den Erholungspausen wird ein Volkslied angestimmt, von Einzelnen ein Solostück zur Zither gesungen und von allen nach Herzenslust gegessen und getrunken. Plötzlich stürmt die ganze Schar wieder hinaus zum Tannenbaum, springt jauchzend und jodelnd und singend im Kreise herum und kehrt wieder in das Haus zurück. In manchen Häusern währt die Festlichkeit bis in den hellen Morgen hinein, bis das Vergnügen bis zur Hefe ausgekostet ist.

2. St. Johannes der Täufer ist der einzige Heilige, dessen Geburtstag schon seit alters kirchlich gefeiert wird. Der heiligen Geschichte entsprechend geht dieser dem Geburtstage des Herrn, wie Johannes Verkündigung der Verkündigung Mariä, um ein halbes Jahr vorher. In sinniger Weise haben die Alten diese vier Tage von höchster Bedeutung für die Geschichte des Reiches Christi auf die vier Wendepunkte des Naturjahres, die beiden Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen gelegt. Bei

Einführung des Gregorianischen Kalenders ließ man ihnen die alten Monatstage und verwischte dadurch in etwas die bedeutame Allegorie. Wie Christi Geburtstag mit dem kürzesten Tage, dem Geburtstage der Sonne, dem dies natalis solis invicti der Römer, zusammenfällt, so wurde Johannis d. T. Geburtstag am längsten Tage, der Sommer Sonnenwende des Julianischen Kalenders, gefeiert. „Von diesem Tage an nehmen die Tage wieder ab, ein sinniges Bild von dem Leben des Täufers, der ja selbst gesprochen: „Christus muß wachsen, ich muß abnehmen.“ (Uhthorn). Vergl. S. 123.

Die Sommer Sonnenwende war bei den alten Deutschen ein hoher Festtag, auf den man große Volksversammlungen und Festlichkeiten legte. Siegfried und Kriemhild werden von Gunther gen Worms geladen zur „hochgecit gein disen sonnewenden“, und auf denselben Tag entbieten 26 Jahre später Werbel und Swemlin, die Boten des Königs Egel, das Königsgelecht der Burgunden nach dem Hunnenlande („Ze nächsten sonnewenden so wil ich si han, die uns mit trimen minnen“). Noch Ludwig der Fromme hielt 842 und 831 Reichsversammlungen am Johannisstage.

Die Sonnenwende wurde sowohl bei den germanischen Stämmen als auch bei den Romanen und Slaven namentlich durch Anzündung eines Feuers gefeiert. Wenn das erste Trullanische Konzil zu Konstantinopel 680 die abergläubischen Feuer zur Zeit der Neumonde und die Lepetitische Synode 743 die Notfeuer verbot, so hat man wenigstens in der Praxis die „Sunwendfeuer“ nicht zu den verbotenen gerechnet, sondern ihnen, da man sie vermutlich nicht wie die Neumondfeuer unterdrücken konnte, christliche Deutung gegeben. Sie brannten nun zu Ehren Johannis des T., wurden hie und da, z. B. in Gernsheim bei Mainz, vom Pfarrer gesegnet und bis zum Erlöschen vom Volke mit Gesang und Gebet begleitet. Die Legende wußte bald auch mehrere Begebenheiten aus Johannis Leben zu erzählen, die den Anlaß zu dem Feuer gegeben haben sollten. Trotzdem bewahrte es seinen heidnischen Namen Sunwendfeuer, Sunbentfeyr, und heißt

noch heute in Süddeutschland Zuvventfeuer, Zuvventfeuer, Sibetsfeuer, Sintetfeuer, Sumäwetsfoir. Nicht minder finden die mit ihm verbundenen Gebräuche ihre Erklärung **nur im Heidentum.**

Während die in Norddeutschland heimischen Osterfeuer auf Berg und Hügel, oft ziemlich fern von Stadt oder Dorf, entzündet wurden, brannten die Johannisfeuer in alter Zeit nur auf den Straßen, meistens auf den öffentlichen Plätzen und vor dem Rathause. Alt und jung, vornehm und gering fand sich bei ihnen ein, und Fürsten und Könige nahmen an den Tänzen teil. So tanzten 1407 Herzog Stephan von Bayern „im sien gemachel und das frawel auf dem margt (zu München) mit den purgerinen bei dem sunbentfwer“. 1471 tanzte Kaiser Friedrich III. auf dem Markte zu Regensburg, vermutlich in Begleitung des gesamten Reichstages. 1489 war Maximilian I. mit einer großen Menge Fürsten dabei, als vor dem Rathause zu Frankfurt ein großes und prächtiges Johannisfeuer angezündet wurde, und 1496 eröffnete Erzherzog Philipp von Oesterreich in Maximilians Gegenwart mit der schönen Susanna (oder Ursula) Reithard aus Ulm den Reigen um den im Fronhose zu Augsburg errichteten, 45 Fuß hohen Holzstoß. 1578 ließ der Herzog von Liegnitz auf dem Rynast ein Johannisfeuer anzünden und war mit seinem Hofe bei demselben zugegen.

Bald nachher schon scheinen sich nicht nur die Fürsten, sondern auch die angesehenen Bürgerfamilien von den Johannisfeuern fern gehalten zu haben, denn bereits 1653 verbietet der ehrsame Rat der Stadt Nürnberg „das sogenant sonnenwendt oder zimmetfeuer“ „und andere ungeschicklichkeiten, abergläubische und heidnische werck“ „bei bevorstehendem Johannistag“. Später wurden sie auch in Schwaben verboten. Trotzdem finden sie noch jetzt fast überall in ganz Süd- und Mitteldeutschland, sowie in Schlesien statt, doch hat an die Stelle des Marktplatzes ein Hügel vor dem Orte treten müssen.

Am Nachmittage des Johannistages ziehen Knaben und junge Bursche von Haus zu Haus, um Holzscheite und alte Besen zu sammeln. Dabei singen sie in Franken:

Wer kein Holz zum Feuer git,
erreicht das ewge Leben nit!

im Juddischen:

Da kommen wir hergegangen
mit Spießen und mit Stangen
und wollen die Eier langen.
Feuerrote Blümlein;
von der Erde springt der Wein;
gebt ihr uns der Eier ein
zum Johannisfeuer.
Der Haber ist gar teuer.
Haberju! Haberju!
Fri, fra, frid!
Gebt uns doch ein Schiet!

In alter Zeit und noch im Mittelalter wurde dann der Holzstoß durch ein sog. Notfeuer angezündet. Alle Herdfeuer im Orte wurden gelöscht und dann zwei trockene Holzstücke so lange an einander gerieben, bis sie sich entzündeten. „In Deutschland ward das Feuer gewöhnlich durch Umschwingung einer Achse oder durch bohrende Drehung einer Walze in der Nabe eines Rades hervorgerufen. Die Drehung selbst ward dadurch bewerkstelligt, daß man um die Achse oder Walze ein Seil legte, welches aufs schnellste hin und her gedreht ward, bis sich das Feuer zeigte“. Nun ward an diesem ein mit Stroh umwickeltes Rad (mit neun Speichen) in Brand gesetzt und dies darauf, nachdem das Feuer auch auf den Holzstoß übertragen war, als ein Bild der nun abwärts gehenden Sonne einen Berg hinabgerollt. Von dieser echt heidnischen Sitte scheint sich nur in Ostpreußen ein Rest erhalten zu haben. Dort wird nämlich, nachdem alle Herdfeuer gelöscht sind, ein eichener Pfahl in die Erde geschlagen und auf demselben ein Rad so lange herumgeschleudert, bis es in Brand gerät. An diesem werden Holzscheite und vermittelst derselben die Herdfeuer von neuem entzündet.

So lange das Johannisfeuer hoch aufflammt, tanzt man singend um dasselbe herum. Sinkt die Flamme, so springt man hinüber. So hoch man springt, so lang wird der Flachs. Ist man hinüber, so kann man Schätze

entdecken, und bei der Ernte thut dem „Feuerjucker“ das Kreuz nicht weh. Im Allgau halten die Bursche den Mädchen einen Holzbrand vor und laden sie zum Hinzüberspringen mit dem Liebe ein:

Liebste spring!

Verdienst dir dieses Jahr einen güldenen Ring.

In anderen Gegenden Süddeutschlands springen die Liebespaare Hand in Hand über das Feuer, indem die Bursche singen:

Unterm Kopf und überm Kopf
thu ich mein Hütel schwinde;
Mädel, wenn du mi gern hast,
durchs Feuer mußt mit mir springe.

Neuerlei Kräuter am Abend schweigend gesammelt, werden in die Glut geworfen; mit ihnen soll alles Unglück in Rauch aufgehen. Kränze, von denselben Kräutern in der Stube aufbewahrt, schützen das Haus gegen Feuer und Blitz und seine Bewohner gegen Krankheit und böse Geister.

Der abergläubischen Gebräuche und Meinungen, welche sich an den Johannistag knüpfen, sind so viele, daß ihre Aufzählung hier zu weit führen würde. Nur des Johannisbades und des Johannistrunkes mag noch Erwähnung geschehen. Ersteres war früher, wie noch jetzt das Johannisfeuer, in Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, vielleicht auch in England üblich. Man wusch Arme und Hände im Flusse oder in Tau, um alles Unglück des kommenden Jahres abzuspülen, man nahm ein Bad während der Nacht, oder gar ein solches von 24 Stunden. Auch trank man den Tau, badete Gewänder darin, oder bewahrte den gesammelten Tau in Fläschchen auf. Jetzt erinnert an diese Sitte noch das Bekränzen der Brunnen in einigen Gegenden Hessens. — Der Johannistrunk (oder „Johannisseggen“) war ein Schmaus der Nachbarn auf offener Straße, ein Brauch, der sich noch völlig oder teilweise in manchen Gemeinden am Rhein, in einzelnen Gegenden Englands und Scandinaviens, sowie am Oberharze erhalten hat. (In Klaus-

thal, Zellerfeld und Schulenberg setzt man auch in Männer- und Frauenanzüge gehüllte große Puppen auf die Straße an einen mit Speisen besetzten Tisch. —

Johannisfeuer scheinen am Oberharze nie üblich gewesen zu sein. Statt ihrer nahmen die Harzer von ihren niedersächsischen Nachbarn das Osterfeuer an. Doch erinnert auch dieses darin an jenes, daß sich rings um die Städte ein ganzer Kranz von einzelnen Feuern hinzieht.

Vielleicht haben sich gerade deshalb andere Sonnenwendgebräuche hier reiner und vollständiger erhalten, als in Gegenden, wo die Verlegung der Feuer von den Straßen auf einen Platz außerhalb der Stadt naturgemäß manchen Brauch unbequem und unausführbar machen mußte. Auch in den übrigen vorhin genannten Gegenden, in welchen noch die Sitte des Johannistrunkes sich findet, scheinen die Feuer nicht mehr angezündet zu werden.

Wie am Harze, so werden in fast ganz Mitteldeutschland, in Thüringen, Sachsen, bei Halle, in der Eifel, in Schlesien, die Häuser mit Blumen und Grün bekränzt und durch quer über die Straßen gezogene Guirlanden mit einander verbunden. Hier wie dort erheben die Kinder von den Zuschauern ein Weggeld. Auch Bäume werden aufgerichtet, in Deutschland jedoch überall mit Ausnahme des Harzes nur Birken. In Schweden dagegen richtet man ebenfalls eine Tanne als Maibaum am Johannistage auf, doch wird dieselbe völlig abgeschält, mit Holzspänen umwickelt, mit frischem Laub behängt und mit Bändern und Flittergold aufgeputzt. Im Departement des hauts pyrénées wird am Johannistage eine am 1. Mai gefällte und durch eingetriebene Reile rautenförmig gespaltene Fichte vom Priester gesegnet, dann aufgerichtet und in Flammen gesetzt. Hat der Harzer die Tanne nur deshalb gewählt, weil er inmitten der Tannenwälder wohnt, oder gehört sie ursprünglich zum Johannistage? Bei den Kelten war die Fichte ein heiliger Baum, und von den Germanen wurden der „Frau Fichte“ wirksame Zauberkräfte, besonders gegen

das kalte Fieber, zugeschrieben. Doch scheint es, als wenn zur Sommer-Sonnentwende nur die Birke in Beziehung steht. Sie ist seit alters „der Maibaum“, und noch jetzt schmückt man mit ihr am Pfingstfeste, auf welches Sonnenwendgebräuche übertragen sind, die Hausthüren und Wohnzimmer, und nur sie stellt man als Ziel beim „Tuchlaufen“ der jungen Bauernmädchen auf.

3. Suchen wir nun die Johannisgebräuche zu deuten.

In der Oberpfalz werden drei Scheite vom Johannisfeuer in den Flachsacker gesteckt, damit der Flachs recht lang werde. In Baiern und Franken sucht man daselbe, wie oben erzählt ward, durch hohe Sprünge über das Feuer zu erreichen. Diese Gebräuche weisen bestimmt auf den Sonnengott hin, denn der Flachs ist ein Bild des Sonnenstrahls. Des vom Berge herabrollenden Rades, der Bewegung des Reihentanzes nach links ist bereits als Sinnbilder der Sonne gedacht.

Die germanische Götterlehre kennt aber, wie die fast aller Völker, zwei Sonnengötter. *) Der eine ist der skandinavische Freyr, dem der althochdeutsche Fromo und Fro, der altsächsishe Froho entspricht. Er ist der herrlichste der Asen, er reitet den borstigen Eber, und dieser ist das Symbol des rauhen Winters, den er bewältigt. Ihm galten die Zulopfer in Schweden, welche deshalb nach seinem Beinamen Soli Solarblot hießen. An ihn erinnern noch die Kuchen in Ebergestalt, welche zum Julfeste (Weihnachten) gebacken werden. („Mit dem 21. oder 22. Dezember (Sölhvörð) öffnete sich das Lichtreich der seligen Geister der Liðs álfar wieder, und es begann ein Fest, dessen älteste Feier Freyr, dem Herrn des Lichtlandes Liðs álfheimr, galt.“) Sein Fest ist also vorzugsweise die Winter-sonnentwende.

Der zweite Sonnengott ist Valder (Baldr, Baldur), der weißeste, holdeste und beredteste der Götter, mit hellstrahlendem Angesichte und lichtweißen Augenbrauen. Lokis Arglist brachte ihm den Tod durch die Mistel in

*) Ich sehe hier davon ab, daß auf ältester Stufe der Mythe Wotan als Sonnengott erscheint. Siehe oben „Häfelberg.“

seines blinden Bruders Höder Hand. Vergl. S. 27. Als er tot zu Boden stürzte, ergriff die Götter Entsetzen, und seine Gemahlin Nanna starb vor Kummer. Da legte man die beiden Leichen auf den Scheiterhaufen, den Thors Hammer segnete, und verbrannte sie.

Balders Tod ist ein Bild der absterbenden Sonne. „Es ist mehr als bloße Vermutung, mehr als Wahrscheinlichkeit, daß die durch ganz Deutschland verbreiteten Sommer Sonnenwendfeste ursprünglich vorzugsweise zu Ehren Balders gefeiert und die später sogenannten Johannisfeuer zum Andenken an seinen Tod und die Verbrennung seines Leichnams angezündet wurden. An die Stelle Balders konnte aber späterhin, als unsere Väter zum Christentum übergegangen waren, um so mehr Johannes d. T. treten, als ja auch dieser, gleich dem Sohne Odins, den Mächten der Finsternis erlegen war.“ (Brockhausen).

Unter den mancherlei Kräutern, welche am Johannistage zu Kränzen benutzt, in das Feuer geworfen oder sonst zauberisch verwandt worden, sind einige, bei denen die Beziehung auf Balder keinem Zweifel unterliegt, andere, bei denen diese ohne Schwierigkeit sich denken läßt. Zu ersteren gehören Baldrian und Kamille. „Baldrian“ ist — wie Brockhausen meint — nicht etwa der mundgerecht gemachte lateinische Name Valeriana, vielmehr hat Linné diesen Namen für die Pflanze nur deshalb gewählt, weil er der für sie in Schweden üblichen Benennung „Balders Kraut“ ähnlich klingt. „Es lag wohl unsern Vätern nahe, nach dem holden, erquickenden, heilspendenden Gotte ein Kraut zu benennen, das wie die Valeriana durch seiner schönen Blüten sanftes Rosenrot an das holde, rosige Licht des Tages erinnert, durch seinen balsamisch süßen Duft das Herz erquickt und namentlich in seiner Wurzel eins der vorzüglichsten krampfstillenden und nervenstärkenden Heilmittel liefert.“ (Vers.) — Die allgemein verehrte Kamille, vor der, wie ein berühmter Arzt gesagt haben soll, jedes Frauenzimmer billigerweise einen Knix machen sollte, so oft sie einer dieser Blumen auf ihrem Wege begegne, fehlt nie unter den sonst verschieden zusammen-

gejetzten neuerlei Kräutern und heißt bei den Scandinaviern Bald'rsbrä (Valders Augenbraue).

Von den Pflanzen, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands den Namen Johanniskraut führen, scheint vor allen das Hartheu (*Hypericum perf.*), für welches jene Bezeichnung die gebräuchlichste ist, auf Valder bezogen werden zu können. Zerreibt man die gelben, mit schwarzen Drüsen bedeckten Blumenblätter dieses Johanniskrautes, so bekommt man einen roten, blutähnlichen Saft, das Johannisblut. Auf das Blut des im Gefängnis eingekerkerten Vorläufers des Herrn kann er nicht hinweisen, denn der Johannistag ist sein Geburts-, nicht sein Todestag. Der in Süddeutschland für jenen Saft gebräuchliche und unzweifelhaft in die Heidenzeit zurückreichende Name Aisblut, d. i. Eisenblut, hat vielleicht vor Einführung des christlichen Johannistages die ganze Pflanze bezeichnet, und es ist sehr wohl denkbar, daß er auf den zu Tode blutenden Sonnengott Valder zu beziehen ist.

Manche der Johannisblumen und der Sonnenwendgebräuche berechnen indes zu dem Schlusse, daß das Fest in zweiter Linie auch dem Donnergotte Thor galt. *) In der Mitte des Sommers sind die Gewitter am häufigsten und heftigsten, am erquickendsten für die Natur und am vernichtendsten. Sehr nahe lag es deshalb, die Mitternachte auch dem Thor zu heiligen. Zwei der beim Johannistage zur Verwendung kommenden Pflanzen, der Bärlapp (*Lycopodium cl.*) und der Beifuß (*Artemisia vulg.*) heißen noch jetzt in manchen Gegenden Johanniskraut, Johanniskraut, Sonnenwendkraut, Sonnenwendgürtel, Johanniskraut. Bei beiden ist leicht ersichtlich, warum sie unsere heidnischen Vorfahren auf Thor und seinen Kraftgürtel Meginjardr bezogen. Der Samenstaub des Bärlapp, das sog. Hexenmehl, giebt, wenn er durch das Licht geblasen wird, eine helle, knisternde, blitzartige Flamme. Den Beifuß hielt man für ein überaus stärkendes, Kraft erhöhendes Mittel.

*) Auch das Julfest galt Freyr und Thor. Es wurde bei dem Opfer sowohl Thors wie Freys und Odins Minne getrunken.

Wenn er „bei dem Fuße“ in die Schuhe gesteckt wird, ermüdet der Wanderer nicht auf den beschwerlichsten Märschen. Der deutsche Name *Wermut* für *Artemisia absinthium* hängt vielleicht (wie *Werwolf*) mit *Wer*, d. i. Mann oder Kraft, zusammen und bezeichnet dann die Pflanze als ein Mittel zur Stärkung des Kriegsmuths. — In Franken werden die für das Johannisfest gewundenen Beifußkränze in den Häusern zum Schutze gegen den Blitz aufgehängt. — Am Harze vertritt, wie das Lied „*Ewerette Mirtentraut*“ zeigt, die schon durch ihren Namen auf *Thor* (wie auf *Frenyr*) hinweisende *Eberraute* (*Artemisia abrot.*) die *Artemisia* vulg.*)

In Westfalen heißt die *Fetthenne* (*Sedum telephium*) *Johanniskraut*. Sie wird noch jetzt im Volmethal, in England und Dänemark beim Johannisfeste verwandt, und ihr Name *Donnerwurz*, den sie neben dem genannten in Westfalen und Baiern trägt, zeigt, daß sie dem *Donar* heilig war.

In Schwaben kocht man *Erbse*n am Johannisfeuer, ißt sie aus der Hand oder bewahrt sie auf, um sie gegen Wunden und Quetschungen anzuwenden. Die *Erbse* ist ebenfalls dem *Thor* geheiligt und wahrscheinlich ein Sinnbild des Gewitterhagels. In Böhmen wird sie so hoch gehalten, daß der Fuhrmann einer auf dem Wege liegenden ausweicht, und der Reiter absteigt, um sie aufzuheben.

Auch der *Haselnußstrauch*, mit welchem z. B. zu Dunven in Holland am Johannisstage die Häuser geschmückt wurden, ist *Thor* heilig. Darum schützt er vor dem Gewitter und wird nie vom Blitze getroffen. In Baiern und Franken schlägt man drei Haselpflöcke in das Gebälk eines neuen Hauses, in der Oberpfalz pflanzt man den Baum als Gewitterschutz in den Garten. Die Legende erzählt, daß *Maria* auf der Flucht nach Aegypten mit dem *Jesuskinde* unter einem Nußstrauche Schutz vor einem Gewitter fand. — Es diente bei den Alten auch als Gehäge der Gerichtsstätte, da *Donar* zugleich der

*) In Süddeutschland gehören zu den neuerlei Kräutern *Artemisia* vulg., abs. und abrot.

Gerichtsgott ist, „und der züchtigende Haselstock der Korporale und Schulmeister“, meint Wuttke, „dürfte mehr als bloß praktischen Grund haben“. „Frau Hasel“ liefert auch die meisten Wünschelruten, die meistens am Johannistage geschnitten werden.

Am Harze*) heißt auch das Farnkraut Johannisblume und seine Wurzel vielerorts Johannismurzel oder Johannishand. Der Samen reißt in der Johannismacht, funktelt hell wie Gold und muß, bevor er zu Boden fällt, aufgefangen werden. Er macht unsichtbar, hieb- und schußfest, bringt Reichtum, Glück im Spiel und Erfüllung aller Wünsche (daher heißt er Wünschelsame). Wer ihn in der Hand trägt, sieht die unterirdischen Schätze in blauen Flämmchen blühen. Die Wurzel sprengt alle Schlösser (Spring-, d. i. Sprengwurzel) und schützt gegen Blitz und Schlangen. Besonders kräftig sind der Wurmfarn (*Aspidium filix mas*), der Adlersfarn (*Pteris aquil.*) und der „blühende Farn“ (*Osmunda* und *Botrychium*). — Die Farne stehen mit Thor in Beziehung: sie schützen, wie Thors heilige Pflanzen, vor dem Blitze; sie machen unsichtbar wie die bergende Gewitterwolke; sie können nur mit Hilfe des Teufels, auf den im Volksaberglauben vieles von Donar übertragen ist, dienstbar gemacht werden. Der Specht, der die Springwurzel zu finden weiß, ist der Gewittervogel, und das rote Tuch, durch welches man ihn erichreckt, damit er die Wurzel fallen läßt, erinnert an den Blitz.

Ich habe oben aus dem Umstande, daß nur die Birke allgemein als Maibaum gilt, geschlossen, daß ursprünglich nur sie, die Fichte dagegen nur stellvertretend zur Sommer-sonnenwendfeier gehört. Dafür spricht noch, daß wahr-

*) So sagt Wuttke S. 123. Ich habe hier auf dem Oberharze diesen Namen indes nie gehört. In Bröhles Harzsagen heißt es S. 99: Bei der Scheibenschanze vor Klaußthal „standen damals Farren, und wie er dahin kam, sah er die Johannismurzeln, die in der Nacht blühten.“ Auf meine Anfrage schreibt mir Dr. Bröhle: „Der Erzähler, dem ich nachschrieb, meinte: Die Johannisblume stand unter den Farren. Vielleicht war eins der Farrenkräuter eine Johannisblume, aber nicht jedes“.

scheinlich die Birke Thor heilig war. Es muß nämlich angenommen werden, daß der Donnergott außer seinem Hammer Mjölnir als zweite Waffe einen Besen aus Salweiden, Vogelbeerreißern und Birken, den sog. Donnerbesen, führte. An dem Giebel alter Bauernhäuser in den Vierlanden, sowie an alten Kirchenstühlen befindet sich eine besenartige Verzierung, meistens allein, zuweilen neben einer Art (dem Streithammer), durch welche Zeichen das Haus unter den Schutz Thors gestellt wird. In Westfalen legt man Art und Besen gekreuzt über die Schwelle des Hauses, damit alles Unheil demselben fern bleibe. — Wie der Vogelbeerbaum (Eberesche, Quitsche, d. i. Lebensbaum) wegen seiner feuerfarbigen Beeren, so war die Birke wohl wegen ihrer lichterhellen Rinde dem Donar heilig, beide aber, sowie die Salweide, schon wegen ihrer lebenskräftigen Natur, da sie in den ersten Tagen des Frühlings schon anfangen zu grünen.

Auf Donar bezieht sich auch die erwähnte Sitte, am Johannistage das Herdfeuer zu löschen und mit einem Brande vom Sonnwendfeuer neu zu entzünden, denn von Thors Blitzstrahl stammt die heil. Flamme des Herdes. Darum schlägt auch der Blitz nicht ein, wenn Feuer auf dem Herde brennt. Manche Johannisbräuche können sowohl mit Thor als mit Freyr in Verbindung gebracht werden. Freyr ist der Gott der Fruchtbarkeit, aber auch Thor spendet Regen und Sonnenschein. Thor kämpft mit den Grimthursen (den Winterdämonen), aber auch Freyrs Schwert wendet sich gegen das unholde Geschlecht der Riesen. — —

Es erübrigt noch, zu zeigen, in welcher Beziehung die oben mitgetheilten Lieder zum Johannisfeste stehen, und da muß ich mich leider auf einige Andeutungen beschränken. Gerade diejenigen von ihnen, aus welchen man die mythischen Anklänge noch am deutlichsten heraus hört, sind augenscheinlich nur Bruchstücke, und andere scheinen im Laufe der Jahrhunderte, da man ihre Beziehung nicht verstand, Züge aufgenommen zu haben, welche die ursprüngliche Fassung kaum noch erkennen lassen. Inwieweit dieselben Lieder auch noch in Mittel- und Süd-

deutschland beim Johannisfeste gesungen werden, hat sich nicht feststellen lassen, doch ist anzunehmen, daß sie auch dort noch nicht ganz erloschen sind. Einzelne („Sagt mir doch das Hirschlein“, „O Jammer“) werden wohl fast überall auch im Lande bekannt sein; im Ambergau z. B. werden sie in ähnlicher Fassung von den Kindern an den Sommerabenden gesungen.

Die meisten dieser Lieder scheinen den Sieg des Sommers über den Winter zu feiern und also mit dem Sonnengotte Freyr, dem Spender der Fruchtbarkeit, des Regens und Sonnenscheins, in Verbindung zu stehen. *) Freilich nur indirekt, denn zunächst beziehen sie sich auf seine Schwester Freyja. Sie teilt aber die Macht ihres Bruders Freyr und wird deshalb auch geradezu „Frau Sonne“ genannt. Sie ist mit Frau Gode, Rose, Holba ein und dasselbe Wesen. Ihre und ihrer Elben Wohnung ist das himmlische Lichtreich, ein wunderherrlicher Garten voll der schönsten Blumen, der „Rosengarten“. Er nimmt den ganzen Pflanzenreichtum der Erde auf, wenn der Winter über diese hereinbricht. Im Sommer kehrt der Blumenschmuck zurück auf die irdischen Gefilde, die Göttin durchschreitet das Land, und Rosen sprießen unter ihren Füßen auf.

Dieses himmlische Lichtreich der Freyja ist wohl unter dem Rosengarten in dem unter Nr. 5 oben mitgeteilten Bruchstück eines Liedes gemeint. Die „Dame“ — jedenfalls nicht ursprünglicher Wortlaut —, die erwartet wird, ist Freyja, die Sommerjonne, die Spenderin des Frühlingsgrüns und der Fruchtbarkeit. Auch in den Liedern Nr. 6, 8, 9 kommt der Garten vor, und zweimal wird aufgefordert, ihn aufzuschließen. Das Lichtreich wird von den Winterdämonen verschlossen und die Göttin samt den Seelen gefangen gehalten. („Engelland ist zugeschlössen“ heißt es auch in dem bekannten Kinderspiele. Dieses

*) Doch erinnert an Thor das Lied Nr. 6: Ewerette, Wirtentraut wächst in unserm Garten. Die (Luise) ist die Braut, will nicht länger warten.“ Die Eberraute ist Thor heilig, und sein Hammer schließt die Ehe.

Engelland ist nicht England, sondern Elbenland, Holdas Reich. In dem Liede: „Kling, klang, Gloria! Wer sitzt in diesem Thora?“ ist das Gefängnis der Göttin als Turm, in anderen Liedern und in Märchen als Schloß gedacht. „Turm oder Schloß bedeutet die Wolke, welche entweder regenlos am Himmel hängt, oder von den Dämonen des Winters in Bann gehalten wird.“) Auf das siegreiche Heraustreten der Sonnengöttin aus den Banden des Winters bezieht sich insbesondere das Lied Nr. 7. Ich habe dasselbe im wesentlichen so gegeben, wie es Mannhardt (S. 512 f.) nach Bröhle's Angabe in der Zeitschr. f. d. Myth. I, 81 mittheilt*); ich selbst habe den zweiten Teil desselben nie singen hören.**)

Abber auch so ist es noch unvollständig. Jedenfalls fehlt in der ersten Hälfte ein Vers, von dem die Bestimmung „So rar wie ein Haar“ abhängig ist. Losgelöst von dem Johannisfeste kommt das Lied fast in ganz Deutschland in zahlreichen Varianten vor. Die verbreitetste Fassung wird diese sein: „Ringel ringel Rosenkranz, Fuchsschwanz. Saß auf einer Weide, spann so klare Seide, so klar wie ein Haar; spann wohl über sieben Jahr. Sieben Jahr gesponnen, sieben Jahr sind um und um. Alte Here, dreh dich um.“ Die Göttin wurde in ihrem Reiche spinnend gedacht. (Die Seidenschnur, welche sie spinn, ist wohl identisch mit der Goldschnur, der goldenen Kette vieler anderer Lieder, von der es auch im zweiten Teile dieses Liedes heißt: „Wir treten auf die Kette. Kette klingelt hell und klar.“ Wahrscheinlich ist das goldene Schicksalsseil, das Nornenseil, gemeint.) Nach Verlauf der sieben Wintermonate, welche im Liede sieben Jahre genannt werden, wendet sie sich von ihrer Thätigkeit im Innern ihres Reiches nach außen, zur Erde; darauf soll wohl das Umdrehen der Spielenden hinweisen.

*) Mannhardt irrt, wenn er meint, daß die Tannenbäume bei diesem Liede umgedreht werden, und daß nur junge Mädchen an diesem Tanze teilnehmen.

**) In Andreasberg wird er nach zuverlässiger Angabe noch gesungen.

Der Vers „So klein Hühnelein“ hat ohne Zweifel ebenfalls mythische Grundlage, wenn, wie ich glaube, mit dem Hühnelein der Marienkäfer oder das Sonnenkäferchen (*coccinella*) gemeint ist. Beide Namen weisen auf eine Beziehung zur Sonnengöttin, da Maria vielfach die Stelle der Frenja eingenommen hat. In vielen Gegenden heißt dieser, wie auch der Goldkäfer (*chrysomela*), Sonnenkälbchen, Herrgottshühnchen, sunnekükön, oder ähnlich, in Baiern auch Sumwendkäfer. Sein altnordischer Name Freyjahoena (Frehjas Huhn) beweist, daß er zu den heiligen Tieren der Frau Sonne gehört. Wohl allgemein verbreitet ist auch der Aberglaube, daß die Sonne „weggeht“, wenn man ihn tötet. Er ist wie die Kuh — weshalb die Namen sunnenkükön und sunnenkalk gleichbedeutend sind — ein Symbol der Wolke. Freyr und seine Schwester sind Spenderinnen der Liebeslust, daher erscheint der Marienkäfer auch als Bote der Liebesgöttin, und vielfache dahin schlagende Gebräuche knüpfen sich an. So bittet man ihn in Westfalen: „Flüch vor mienes Nabers Hus, locke mi de Brut herut.“ In dem von mir unter Nr. 6 mitgetheilten Liede heißt es: „Die Luise ist die Braut, will nicht länger warten. Lotte, gieb den Küten was, laß die Glucke sausen.“ Wahrscheinlich ist auch bei diesen anscheinend sehr entstellten Versen an den Marienkäfer und seine Beziehung zur Liebesgöttin zu denken.

Frehja wurde auch in Liebesangelegenheiten angerufen; man sang ihr zu Ehren Liebeslieder, an denen sie besonders Wohlgefallen fand. Dadurch erklärt es sich, daß die meisten der oberharzischen Johannislieder das Suchen und Finden als „Schätzleins“ besingen. Sie haben alle unverkennbar hohes Alter, und deshalb möchte die Annahme berechtigt sein, daß auch diejenigen unter ihnen, die keine andere Beziehung zur Sonne und Sonnenwende mehr erkennen lassen, dennoch alte Sonnenwende- und Frehjalieder sind. Eine genaue Vergleichung unserer Lieder mit den — leider noch nicht gesammelten — Johannisliedern Mittel- und Süddeutschlands würde gewiß noch manchen Aufschluß geben.

7. Das Questenfest.

Ueber dem stolberg-roßlachen Dorfe Questenberg erhebt sich auf einem steilen Kalkfelsen die Ruine der gleichnamigen, von den Grafen von Beichlingen-Rothenburg wohl um 1300 erbauten Burg, welche noch im 30jährigen Kriege militärisch besetzt war.

Der Burg gegenüber liegt der von einem vorgeschichtlichen Erdwalle*) umgebene „Questenberg“. Auf diesem wird alljährlich am 3. Pfingsttage von den Bewohnern des Dorfes unter großer Beteiligung der ganzen Umgegend das Questenfest gefeiert. Schon am Sonntag zuvor schaffen die jungen Burschen in fröhlicher Lust einen von ihnen ausgesuchten und gefällten Eichbaum, dem sie Aeste und Zweige genommen haben, mühsam auf ihren Schultern den Berg hinauf, entfernen hier den alten ausgedienten Questenbaum und setzen den neuen an dessen Stelle. An diesen Baum wird nun die eigentliche „Questa“, ein aus grünen Zweigen geflochtener Kranz von der Größe eines Wagenrades, befestigt, der auf beiden Seiten mit grünem Laube und bunten Blumen geschmückt ist, dann tanzt man im Kreise um ihn herum und kehrt in geordnetem Zuge, voran ein Musikcorps, nach dem Dorfe zurück. Am Morgen aber hat zunächst eine kirchliche Feier stattgefunden, zu welcher der Prediger in parademäßigem Aufzuge abgeholt wird. Den Schluß macht dann am Nachmittag und Abend ein allgemeines Volksfest mit Tanz und Schmaus.

Um den Wald zu schonen, wurde seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nur je im achten Jahr ein neuer Baum aufgerichtet, jetzt bleibt der alte so lange in Benutzung, bis er umzufallen droht.

Folgende Sage soll die Entstehung dieses Festes erklären. Der Amtmann Hans Knut (welcher von 1453 bis 68 und mit seinem Bruder Heinrich zusammen von 1446—92 die Burg Questenberg pfandweise inne hatte) besaß eine einzige Tochter (welche 1499 als Nonne in das Kloster Diebedt eintrat). Als dieselbe vier Jahre

*) Siehe 1. Bändchen S. 28.

alt war, verirrt sie sich einst am Tage vor Pfingsten bei ihrem Spiel in dem an ihre väterliche Burg grenzenden Walde und kam, ohne daß sie es wußte, immer tiefer in die Wildnis. Am Abend fand sie ein Röhler, wie sie sorglos in die Nähe seiner Hütte sich niedergelassen hatte und aus Laubzweigen und Waldblumen einen Kranz, „eine Queste“, sich flocht. Da sie ihm keine Auskunft über ihre Heimat geben konnte, nahm er sie einstweilen zu sich. Inzwischen hatte ihr Vater alle seine Leute aufgeboden und durchstreifte mit ihnen in Sorge und Angst das Dickicht nach allen Richtungen. Aber erst am dritten Pfingsttage fanden die Leute aus Questenberg das Kind bei dem Röhler und führten es samt ihrer „Queste“ unter Jubel nach der Burg zurück. Zum Dank gab er allen seinen Gutsunterthanen ein Fest und bestimmte, daß dieses jedes Jahr am dritten Pfingsttage zur Erinnerung an die glückliche Auffindung des verloren geglaubten Kindes wiederholt werden sollte.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß einmal ein Kind Hans Knuts oder eines andern Burgbewohners sich im Walde verirrt haben und in der oben erzählten Weise wiedergefunden sein mag, so haben doch Berg, Burg und Dorf den Namen nicht erst — wie die Sage behauptet — von jener von dem Kinde geflochtenen Queste (Amt und Dorf Questenberg werden schon 1349, die Burg Questenberg 1362 urkundlich erwähnt), und das Fest trägt in seinen Bräuchen deutliche Spuren des altgermanischen Sommer Sonnenwendefestes: vor Aufgang der Sonne muß der Baum auf den heiligen Berg — er soll früher auch Himmelsberg heißen haben — geschafft werden und von der Rothaer Gemeinde die althergebrachte Abgabe (1 Brot und 4 Stück Käse) dem Pfarrer zu Questenberg entrichtet sein; die Queste selbst ist ein Sinnbild der Sonne, der Tanz um den Baum ein Bild ihres scheinbaren Rundganges um die Erde.

Der Questenberg war ohne Zweifel, wie die mit zahlreichen Urnenresten und durchlöcherten Thontügelchen aufgefundenen angebrannten Knochenreste beweisen, eine heidnische Opferstätte.

Zum Schluß gebe ich noch aus der mir von dem Herrn Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellten vor-
trefflichen Sammlung der „Sagen der Grafschaft Mans-
feld und ihrer nächsten Umgebung“ von Professor Dr.
Größler die Erzählung der Sage und die Beschreibung
des Festes in voller Ausführlichkeit: „Vor langer, langer
Zeit wohnte auf einem der drei Berge, welche Luesten-
berg oder, wie es früher seiner schattigen Berge wegen
hieß, Finsterberg umgeben, ein Ritter namens Ruant.
Friedlich hauste er auf seiner Burg im Kreise seiner
Familie, und nichts trübte sein Glück. Jedoch an einem
schönen Frühlingstage des Jahres 1300 war seine einzige
Tochter, mit Namen Jutta, der Hut ihrer Wärterin ent-
laufen und in den Wald gegangen, welcher viele Stunden
weit im Umkreise die Burg umgab, um Blumen zu suchen.
Vergnügt sammelte sie die Kinder des Frühlings, und
immer schönere fand sie, je tiefer sie in den Wald hinein-
kam. Auf diese Weise war sie, ohne es zu merken, soweit
von der Burg weggelaufen, daß sie den Heimweg nicht
wieder finden konnte. Schon neigte sich die Sonne zum
Untergange und vergoldete nur noch die höchsten Gipfel
der Berge. Um diese Zeit pflegte der Burgherr mit
seiner Tochter von dem höchsten Punkte des Schloßberges
aus den Untergang der Sonne zu betrachten. Als nun
das Kind ausblieb, fragte er ängstlich die Wärterin nach
dem Verbleib desselben, aber diese vermochte ihm keine
Auskunft zu geben. Je tiefer die Sonne hinter den
Bergen sich verbarg, um so größer wurde die Angst und
Aufregung in der Burg. Alle Leute wurden von dem
besorgten Vater ausgesandt, um Jutta zu suchen. Bis
tief in die Nacht hinein durchsuchten sie den Wald, allein
vergebens. Am andern Morgen wurden die Bauern aus
sieben Dörfern der Umgegend (Finsterberg, Breitenbach,
Dietersdorf, Rotha, Horla, Leinungen und Hainrode)
zum Suchen aufgegeben. Schon neigte sich die Sonne
zum zweiten Male ihrem Untergange zu, da endlich fand
ein Köhler aus Finsterberg das Kind zwei Stunden von
der Burg entfernt in der Gegend von Rotha auf einer
Waldwiese unter einer Eiche. (Nach andern fanden es

die Finsterberger vor der Hütte eines Köhlers). Hier hatte sich das wie durch ein Wunder wohlbehaltene Kind aus den gesammelten Blumen einen Kranz gewunden, ihn auf einen Stecken gehängt und zwei Quästen (Sträube von Pfingstblumen) daran befestigt. Im Triumphe wurde sie von dem Köhler dem harrenden Vater zugeführt, der die Heimkehrenden mit größter Freude empfing. Den Köhler, den Finder und Retter des Kindes, belohnte er dadurch, daß er ihm erlaubte, unentgeltlich das zum Kohlenbrennen erforderliche Holz in seinen Waldungen zu schlagen. Doch auch die Bauern der sieben Dörfer vergaß er nicht; ihnen schenkte er die Landgemeinde, eine große, zwischen ihren Dörfern gelegene Fläche, zu gemeinsamer Benutzung; den Rothaern aber insbesondere die Wiese, auf welcher das Kind gefunden worden war, und die seitdem die Fräuleinwiese genannt wurde. Weil aber die Rothaer das ihrem Dorfe so nahe gekommene Kind nicht aufgefunden hatten, wurde ihnen, gleichsam als Strafe, eine jährliche Abgabe auferlegt, welche aus einem Brote und vier Käsen bestehen und allemal in der Nacht vom zweiten zum dritten Pfingstfeiertag vor Sonnenaufgang an den Pfarrer zu Questenberg entrichtet werden sollte. Noch jetzt kommen die Rothaer an dem bestimmten Tage und melden sich bei dem Pfarrer von Questenberg mit den Worten:

„Wir sind die Männer von Rothe
und bringen die Käse mit dem Brote.“

„Der Pfarrer muß sie bewirten und ihnen becheinigen, daß sie zur rechten Zeit und in hergebrachter Weise ihre Abgabe entrichtet haben. Kommen sie nicht zur rechten Zeit, oder verweigern sie die Lieferung, so haben die Questenberger das Recht, der Gemeinde Rotha die schönste Kuh aus der Herde zu nehmen; nur muß dieselbe dann dort auf der Weide geschlachtet und verzehrt werden. Den Bewohnern Questenbergs aber, die der Burgherr am Tage nach der glücklichen Auffindung seiner Tochter bei Musik und Bier hatte fröhlich sein lassen, beschloß derselbe zum ewigen Andenken an das Ereignis ein Fest zu geben. Zu dem Ende erlaubte er ihnen, alljährlich

die größte Eiche in seinen Waldungen nach eigener Wahl zu fällen, dieselbe geschmückt mit einem Lueftenkranze, ähnlich dem der Jutta, auf dem Gipfel des höchsten der drei Berge, welcher Himmelsberg heißt, aufzurichten und dort sich zu vergnügen. Auch das zu der Ausrichtung des Festes erforderliche Geld ward aus dem Erlös der Waldungen angewiesen. Seitdem wurde der Berg, auf welchem der Quästenbaum aufgerichtet wurde, der Quästenberg, und das Fest selbst das Quästenfest genannt. Auch das Dorf nannte man nun nicht mehr Finsterberg, sondern Quästenberg (Lueftenberg). Uebrigens bringen auch die Lueftenberger Burschen durch einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage dem Pfarrer ein Geschenk von 5—6 Maß Bier, das Lueftenbier genannt, welches jener in Person in Empfang nehmen muß.“

„Noch jetzt wird alljährlich dieses Fest in Lueftenberg, feierlicher fast, als alle übrigen Feste, begangen. Am Himmelfahrtstage oder am Sonntag vor Pfingsten wird der zum Quästenbaum bestimmte Eichbaum gehauen, dann seiner Rinde, Backen und Zweige entledigt und auf den Festplatz getragen. Denn so hoch und steil auch der dem Schloßberge gegenüber gelegene Lueftenberg ist, der Baum darf nicht hinaufgefahren, sondern muß von nicht mehr als nur sechzehn Männern und Burschen, jedoch mit Zuhülfenahme vieler Stützen und Hebebäume, auf den Schultern hinaufgetragen werden. Auch nimmt man jetzt nicht alle Jahr mehr einen neuen Baum, um den Wald zu schonen. Während man früher noch alle sieben Jahre einen neuen Baum schlug, wird jetzt nur dann ein neuer gehauen, wenn der alte umzufallen droht.“

„Ist der Tag des Lueftenfestes, der dritte Pfingstfeiertag, gekommen, so findet zunächst eine kirchliche Feier statt. Der Pfarrer schreitet durch die mit einer helmartigen Kopfbedeckung, sowie mit Ober- und Untergewehr versehenen, parademäßig aufgestellten Männer des Ortes zur Kirche und hält daselbst einen Gottesdienst, in welchem auf die Bedeutung und den Ursprung des Festes hingewiesen wird. Dann zieht die junge Mannschaft unter Musit und Trommelschlag mit fliegenden Fahnen, von

der ganzen Gemeinde und der Menge der herbeigeströmten Festgäste begleitet, hinauf auf den Felsen zur Eiche. Ein junger Bursche ersteigt den Baum und schmückt seine Spitze mit einem wagenradgroßen Kranze aus frischen Maien (Birkenreis) mit Quästen an den Seiten, und andere Burschen hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgestuften Zweige. Nachdem so der Querstenbaum geschmückt worden, durchschießen die Burschen dreimal den Blumenkranz und umtanzen ihn. Hierauf zieht man in die Mitte des Dorfes vor die Schenke, wo von Maien eine Laube erbaut ist, und hier erreicht das Fest unter Musik und Tanz seine Endschafft."

8. Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldischen.

"In den Dörfern Wödenitz, Fienstedt, Gorsleben, Börnitz und Krinpe feiert man zu Himmelfahrt ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt und darauf in einer für das Fest erbauten Scheune, der neben der Kirche stehenden Himmelfahrtscheune, tanzt. — Früher, noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da sieben Hinkelmeier Bier, und zugleich wurde in Fienstedt und wahrscheinlich auch in den übrigen Dörfern öffentlich verlesen, woher das Fest stamme. Eine Königin namens Elisabeth, hieß es, kam vor mehr als 600 Jahren am Himmelfahrtstage durch Fienstedt. Damals kam ihr die Einwohnerschaft mit sieben Hinkelmeiern Bier entgegen, sie zu empfangen, und hierüber war die Königin so erfreut, daß sie den Bewohnern von Fienstedt und den benachbarten Dörfern, welche das Gleiche gethan, alle Steuern für ewige Zeiten erließ unter der Bedingung, daß jede Gemeinde alljährlich am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren sieben Hinkelmeier Bier am Gemeindebrunnen trinke. Der Vorleser ermahnte darum die Gemeinde, das Fest nicht untergehen zu lassen; denn wenn sie es nicht mehr feiere, sei sie verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und dazu noch ein schwarzes Kind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln zu entrichten".

„Auch jetzt wird das Fest noch gefeiert, doch ist manches anders geworden. Das Geld, von welchem man das Fest anspricht, schießen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Freude, der vorübergeht, muß mittrinken. In Fienstedt, Gorsleben, Zirnitz und Rinpe trinkt man das Bier im Dorfe; in Gödewitz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man sagt, verpflichtet, einen Vock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern.“ —

„Die Veranlassung des Festes wird jedoch auch noch anders erzählt. Einst wurde, sagt man, eine Gräfin von Mansfeld, die ihr Gemahl verstoßen hatte, in diesen Dörfern freundlich aufgenommen. Als aber später der Graf ihre Unschuld erkannte und die Verstoßene wieder zu Ehren aufnahm, erließ er den fünf Dorfgemeinden den Zehnten unter der Bedingung, daß sie alle Jahre am Himmelfahrtstage ein Fest feierten und dabei zu seinem Gedächtnis eine Tonne Bier tranken“.

„Wieder anders berichtet eine dritte Erzählung. Vor vielen hundert Jahren ließ sich ein Ritter bereden, ins gelobte Land zu ziehen, um dort gegen die Türken zu kämpfen. In der Heimat ließ er seine junge Frau Elisabeth zurück, die er dem Schutze seines Bruders anbefahl. Im ersten Jahre benahm sich dieser gut gegen seine Schwägerin, dann aber fing er an, unfreundlich gegen sie zu werden, und als nun gar nach drei Jahren das Gerücht auftauchte, ihr Gemahl wäre in der Fremde tot geblieben, da trieb sie der hartherzige Schwager aus dem Lande. Nur von ihrer treuen Amme Gertrud begleitet, ging Elisabeth ins Elend und wanderte drei Tage lang mühselig durch tiefen Schnee, denn es war gerade Winterszeit. Am Abend des dritten Tages kam sie in ein unbekanntes Dorf und konnte vor Mattigkeit kaum

weiter. Da erbarmte sich ihrer ein alter Mann, der vor seiner Thüre stand, und lud sie mit ihrer Begleiterin ein, sich bei ihm auszuruhen und satt zu essen. Voll Freude nahmen die Frauen das Anerbieten an, erzählten dem braven Manne ihre traurige Geschichte und erfuhren nun, daß das Dörfchen, wo sie waren, Gorsleben heiße. Als nun der Alte ihnen anbot, sie möchten bei ihm bleiben, sagte Elisabeth mit Freuden zu und versprach, sie wolle dafür Sorge tragen, daß den Bauern von Gorsleben der Zehnt erlassen würde, wenn ihr Mann glücklich wieder in die Heimat und zu seiner Herrschaft käme. Der Alte gab die beiden Frauen für seine Mühen aus, und obwohl man wegen der Schönheit der Elisabeth sich wunderte, wie der Alte zu einer so schönen Muhme käme, so glaubte man es doch, weil die Frauen trotz ihrer zarten Hände wacker im Hofe und Garten mit an die Arbeit gingen. Bald waren sie nicht nur in Gorsleben, sondern auch in den benachbarten Dörfern Gödewig, Krimpe, Börnitz und Fienstedt, wo Hans viele Freunde hatte, wegen ihres fleißigen und sittsamen Wesens sehr beliebt, und jedermann bemühte sich, ihnen eine Freude zu machen. So verging der Winter, und das Frühjahr kam, so schön, wie noch keins in der Welt gewesen war. Als aber Himmelfahrt herankam, machte sich groß und klein in den Dörfern auf, um den Ausgang der lieben Sonne von einem Berge anzuschauen. Auch Elisabeth und ihre Amme gingen mit hinaus, und als sie nun auf dem Berge standen, hinter dem die Sonne aufgehen mußte, vernahmen sie einen sonderbaren Ton, wie das Gebrumme einer Mühle, und die Sonne stieg im Glanze ihrer Strahlen herrlich empor. Entzückt von dem Anblick, riefen beide unwillkürlich ihr ein lautes „Willkommen!“ zu, und kaum hatten sie das Wort gesprochen, da brauste es hinter ihnen, und wie sie sich umdrehen, hielt vor ihnen auf seinem Klappen der so schmerzlich vermißte Ritter. Elisabeth sank zwar bei seinem Anblick in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich, und die beiden Gatten sanken sich in die Arme. Dann erzählte sie ihm, wie es ihr in seiner Abwesenheit ergangen war, und führte

ihn zu den guten Leuten, die ihr in ihrer Not Obdach, Brod und Schutz gewährt. Gerührt hatte Ludwig, so hieß ihr Gemahl, die Erzählung vernommen und war sofort bereit, die braven Leute von der Zahlung des Zehnten zu entbinden. Damit aber das Andenken an den für alle so fröhlichen Tag für ewige Zeiten erhalten bliebe, bestimmte er, den Bauern der vom Zehnten befreiten Dörfer sollten alle Jahre am Himmelfahrtstage von Mansfeld einige Tonnen Bier geliefert werden, die sie zusammen austrinken sollten. Auch jeder Fremde, den sein Weg vorüberführt, sollte mittrinken, und vier Bierherren sollten ernannt werden, die auf Ordnung zu halten und für das Behagen der Gäste zu sorgen hätten. In der Zehntschemie aber, die nun keine Zehntgarbe mehr aufzunehmen hatte, sollte sich an diesem Tage jung und alt, festlich gepußt, zu fröhlichem Tanze versammeln. Für den Fall jedoch, daß sie unterließen, das Fest zu feiern, sollten sie wieder verpflichtet sein, den Zehnten zu geben, soweit ihre umliegende Marke geht, ingleichen ein lohlschwarzes Rind mit vier weißen Füßen und einer weißen Blässe, dazu einen schwarzen Bock mit vergoldeten Hörnern, ein vierspänniges Ruder Semmeln und eine Tonne Mückenfett."

„Die Bauern waren mit allen diesen Bestimmungen gar wohl zufrieden und haben alle Jahr das Fest gefeiert; die aber, welche in der Gorsleber Flur Acker haben, gedenken noch jetzt dankbar des edlen Baares. —

So berichtet Professor Dr. Grötker in seinen „Sagen der Grafschaft Mansfeld“, S. 78 ff. Die Deutung, welche dieser Forscher (in den „Neujahrsblättern“ der historischen Kommission der Provinz Sachsen, 1883) giebt, daß dieses Himmelfahrtstfest, „dem an dasselbe sich knüpfenden Wuthus entsprechend, ein in die Gegenwart hineinragendes uraltes heidnisches Bieropfer zur Feier des Sieges der Sonne über die ihr feindlichen Mächte ist“, eigne ich mir um so lieber an, als auch sonst, wenn auch nur vereinzelt, noch in unserm Jahrhundert Spuren ähnlicher Bieropfer sich nachweisen lassen. „Im Lippeischen stellten die Arbeiter bei Beendigung des Mähens die

Sensen aufrecht vor sich hin und schlugen mit den Wetzsteinen daran, während sie mit der linken Hand Milch oder Bier auf den Acker gossen und dann selbst davon tranken; dann setzten sie den Krug auf die Erde, nahmen die Hüte ab und schwenkten sie in der Luft, tanzten um die übrig gebliebene Garbe herum und sangen: „Wôld, Wôld, Wôld, (Wodan), Himmelsrieſe weiß, was geschieht; stets er vom Himmel herniederſieht; er hat volle Krüge und Sagen; auf dem Holze (oder Walde) wächst mancherlei; er iſt nicht geboren und wird nicht alt; Wôld, Wôld, Wôld“! Die Weiber ſtreuten dann Brotkrumen auf den Acker, und die Männer gossen den Reſt des Trankes aus.“ (Wuttke, der deutſche Volksaberglaube, 432.)



Druckfehler:

1. Bändchen: Aus vorgehichtlicher Zeit.

Seite 14	Zeile 9 v. o.	lies: Stein w affen statt Stein m assen.
" 28	" 17 v. u.	" werden statt waren.
" 29	" 4 v. u.	" Aufschüttung statt Aufschütt u ng.
" 30	" 4 v. o.	" v. Chr. statt n. Chr.
" 44	" 2 v. u.	" Harz v . statt Harz r .
" 46	Abb. 20	" Kopf statt Knopf.

2. Bändchen: Aus der Zeit der Völkerwanderung.

Seite 3	Zeile 5 v. u.	ist nach „Harzes“ einzuschalten: „und erstreckte sich.“
" 5	" 17 v. o.	lies: weißt statt w ist.
" 12	" 18 v. o.	" nach ihm statt nach ihnen.
" 12	" 7 v. u.	" welchen statt welche.
" 14	" 14 v. u.	" scheren statt scheeren.
" 14	" 6 v. u.	" Hassfegaues statt Hessefegaues.
" 19	" 18 v. o.	ist nach Irminfrieds ein Komma zu setzen.
" 28	" 19 v. u.	lies: merowingischer statt marowingischer.
" 35	" 9 v. u.	" strahlenförmig statt straßenförmig.
" 35	" 6 v. u.	" zwei statt drei.
" 36	" 12 v. o.	" Schwiederswende statt Schweders- wende.
" 43	" 17 v. u.	ist nach „Berggeschworenen“ das Komma zu tilgen.
" 45	" 3 v. u.	lies: erschürft statt erschurft.
" 46	" 14 v. o.	" Gittelde statt Gibolde.
" 47	" 9 v. u.	" Ambergau statt Arbergau.
" 53	" 5 v. u.	" ihr statt ihre.
" 55	" 5 v. u.	war nir fett zu drucken.

3. Bändchen: Wie die Harzer Christen wurden.

Seite 6	Zeile 16 v. o.	lies: wickelt. „Fernab statt wickelt.“ Fernab
" 12	" 2 v. u.	ist nach z. B. bei einzuschalten.
" 13	" 15 v. u.	lies: hatte statt haben.
" 14	" 9 v. o.	" v. Chr. statt n. Chr

- Seite 19 Zeile 11 v. o. lies **were**n statt **waren**.
 " 22 " 18 v. o. " **jene** statt **seine**.
 " 22 " 10 v. u. " **Scheu** statt **Schaub**.
 " 23 " 10 v. u. " **Nachbarn** statt **Nachbaren**.
 " 23 " 1 v. u. ist nach **Gresburg** ein Komma zu setzen.
 " 27 " 1 v. o. lies: **Ruhe-** statt **Ruhe**.
 " 29 ist über die Ueberschrift II. zu setzen.
 " 29 Zeile 10 v. u. lies: **Thüringerkönige** statt
 " 36 " 2 v. o. ist das Komma durch Bindestrich zu er-
 " 36 " 18 v. u. lies: **Johannes** statt **Johannis**.
 " 44 " 12 v. u. ist nach **Hügeln** ein Komma zu setzen.
 " 44 " 6 v. u. " **Jahrbücher** ein " " "
 " 46 " 18 v. o. lies: **ihnt** statt **ihn**.
 " 47 " 3 v. u. " **alle** statt **alte**.
 " 48 " 11 v. u. ist nach **Franken** ein Komma zu setzen.
 " 49 " 11 v. u. lies: **hatten** statt **haben**.
 " 58 " 2 v. o. ist das Fragezeichen durch einen Punkt
 " 60 " 15 v. u. lies: **Sardica** statt **Sandica**.
 " 64 " 3 v. o. " **die** statt **Die**.
 " 69 " 10 v. u. " **mit deme** statt **mitdeme**.
 " 69 " 7 v. u. " **Kirche** statt **Kirchen**.
 " 78 " 13 v. o. ist nach **Cent** einzuschalten: (Hundert-
 " 81 " 6 v. u. lies: **im Haringan** statt von **Blanken-**
 " 87 " 11 v. u. " **Lautenthal** statt **Lauterthal**.
 " 89 " 12 v. u. " **Freiending** " **Freiinding**.
 " 92 " 9 v. u. " **gewesen sein soll** statt **war**.
 " 92 " 1 v. u. ist nach **"Ludolf"** einzuschalten: **damals**.
 " 93 " 8 v. u. " " **"waren"** das Komma zu tilgen.
 " 101 " 17 v. u. lies: **der** statt **den**.
 " 104 " 8 v. o. sind vor **Ab** Anführungszeichen zu setzen.
 " 104 " 16 v. u. lies: **jede** statt **jeder**.
 " 109 " 5 v. u. " **wenn** statt **wem**.
 " 110 " 2 v. o. " **vermischt** statt **verwisch**.
 " 129 " 9 v. o. ist nach **"10"** einzuschalten: **und**
 " 130 " 12 v. u. lies **nun** statt **nur**.
 " 132 " 9 v. o. ist **der** zu tilgen.
 " 132 " 14 v. o. lies: **Melobieren** statt **Melodien**.
 " 133 " 17 v. o. ist **sich** zu tilgen.
 " 143 " 3 v. o. lies: **Thsch** statt **Tsch**.

Kleinere Versehen werden die Leser freundlichst selbst ver-
 bessern.

Buc 611

6664

In demselben Verlage erschienen ferner:

F. Günther,

Der Umbergau.

gr. 8°. 576 Seiten. 12 Mk.

Der Verf. hat in diesem Werke eine auf breiter Basis beruhende Darstellung der kirchlichen, administrativen, industriellen und sozialen Verhältnisse des Umbergaues, jenes am Westrande des Harzes, etwa zwischen Seesen und nördlich von Bockenem sich erstreckenden, das Flußgebiet der Netze umfassenden Gaues in alter und neuer Zeit gegeben.

Dem Verf. muß das Lob erteilt werden, daß er mit Lust und Liebe sich in seinen Gegenstand vertieft und die vorhandene Literatur zu seinem Zwecke in ausreichender Weise benutzt hat.

(Hist. Zeitschr. 1889, Heft 4.)

F. Günther,

Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern geschildert.

Mit einer die Gau-, Diözesan- und Sprachgrenzen enthaltenden Karte. gr. 8°. 912 Seiten. I. Halbbd. 4 Mk. II. Halbbd. 9 Mk., kompl. brosch. 13 Mk., geb. 15 Mk.

Für den Harz liegt eine solche Schilderung von F. Günther vor, die aber nicht auf seine geologischen Verhältnisse sich beschränkt, sondern mit ebenso viel Liebe wie Sachkenntnis ein vollständiges Bild des in geschichtlicher, technischer und naturwissenschaftlicher Beziehung so merkwürdigen Gebirges liefert. Von der alten Gaueinteilung ausgehend, schildert unser Gewährsmann die Besiedelung des Harzes, die Sitten seiner ersten Bewohner und ihres Uebertrittes zum Christentum, seine Verkehrswege, gegenwärtigen Bewohner und seine Gliederung, sein Klima, seinen geologischen Bau und seine mineralogischen Schätze, um dann einige geschichtliche Episoden und die Beschreibung einzelner Orte in breiterer Ausführung zu geben. Dadurch bildet das mit einer vortrefflichen Karte versehene Buch eine äußerst fesselnde Lektüre, die dem Harzer wie den ihn besuchenden Fremden in gleicher Weise nützlich sein wird. (Deutsche Revue 1889, Märzheft.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

F. Günther,

Der

Woldenberg und seine Umgebung.

Preis 1 Mt. 60 Pf.

Dieser praktische Führer, der zu einem Besuche der Burg Woldenberg bei Verneburg (zwischen Hildesheim und Salzgitter) einladet, ist mit einer Stammtafel, mehreren Abbildungen und mit einer Siegeltafel vorteilhaft ausgestattet. Nach einem einleitenden Vorworte werden dem Touristen praktische Ratschläge und Winke für Touren nach dem Woldenberge gegeben, welchem im Hauptteil eine eingehende Studie über die Geschichte der Grafen von Woldenberg folgt. Den Schluß bildet die Burg Woldenberg nebst Umgebung. Wir empfehlen das Buch angelegentlichst. (Nordhäuser Ztg. Nr. 144, 1889.)

F. Günther,

Die Heimat im Schulunterricht.

Preis 40 Pf.

C. Diercke und E. Gaebler,

Karte der Provinz Hannover

mit der Grenzeinteilung nach Regierungsbezirken
und Kreisen und mit Angabe aller Eisenbahnen
bearbeitet.

Maßstab 1 : 1 000 000. 1888.

Preis in Umschlag 80 Pf.

C. Diercke und E. Gaebler,

Neueste Karte vom Harz.

1 : 200 000. Chromolith. gr. Fol. 1888.

Preis 3 Mt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Provinz Hannover

in Geschichts-, Kultur- u. Landschaftsbildern.

In Verbindung mit C. Diercke, A. Ebert, C. Görgeß,
F. Günther, W. Hering, L. Rosenbusch und
H. Steinvorth herausgegeben von Johannes Meyer.

Zweite vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte der Provinz
Hannover von C. Diercke.

Ver. 8^o VII u. 1686 S. brosch. 14 Mk., geb. mit Rotschnitt
16 Mk. 40 Pf.

Die Herausgeber haben sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Schilderung ihres schönen Heimatlandes zu geben, und gern folgt ihnen der Leser auf den Wanderungen, welche sie, erfüllt von inniger Liebe zu ihrem engeren Heimatlande und gestützt auf wissenschaftliche Forschung, durch die einzelnen Gauen der Provinz antreten. In der Einführung gibt der Verfasser zunächst eine Beschreibung der Provinz Hannover nach Lage, Begrenzung und Größe, geht auf die geognostischen und klimatischen Verhältnisse ein und gibt eine anziehende Schilderung der Bewohner, deren Industrie und Handel, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft. Die politische Einteilung und ein geschichtlicher Rückblick machen den Beschluß des inhaltreichen Abschnitts aus. Nicht minder interessant ist der zweite Teil, in welchem Schulinspektor Günther in Klausenthal das Gebirgsland des Harzes behandelt und uns die Reize dieses Theiles der Provinz in anziehender Weise schildert. Nicht mit trockenen wissenschaftlichen Angaben begnügt er sich, sondern er weiß den vorliegenden Stoff durch eingeflochtene Sagen, an denen ja der Harz so reich ist, auszuschnürcn und zu erweitern; er führt uns in das Leben der Bergleute ein, gibt uns einen Begriff von dem Hüttenwesen der Provinz und macht uns mit dem eigenthümlichen Charakter ihrer Berglandschaften in ansprechender Weise vertraut. Im dritten Abschnitt wird von demselben Autor das Leine-Bergland einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Auch in diesem Kapitel wird dem Leser ein interessanter Einblick geboten. Dasselbe gilt von dem Abschnitt über das Weser-Bergthal, dessen Schilderung vom Oberlehrer C. Görgeß übernommen wurde. Die Ausstattung, welche die Verlagsbandlung dem Werke gegeben hat, ist eine geschmackvolle und gediegene. Die beigegebenen Illustrationen sind sauber ausgeführt und dienen dem Buche zu besonderer Zierde. (Weser-Zeitung, 16. Februar 1888.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Christliche Charakterbilder

aus dem

❧ Hause Hohenzollern. ❧

Gezeichnet

von

D. Bernh. Rogge,
königl. Hofprediger in Potsdam.

Preis broch. 4 Mk. 25 Pf., eleg. geb. 5 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

